

Andreas Schwab

Landkooperativen Longo mai



Andreas Schwab



Landkooperativen

Longo mai

Pioniere einer gelebten Utopie

Rotpunktverlag.

Inhalt

9	Einleitung
15	Eine Idee
29	Basisdemokratie
63	Engagierte Jugend
107	Ein Erfolgsmodell
139	Schwierige Zeiten
171	Einmischen
215	Bilanzen
228	Anhang
229	Dank
231	Fotoverzeichnis
233	Quellenverzeichnis
235	Literaturverzeichnis

© 2013 Rotpunktverlag, Zürich
www.rotpunktverlag.ch

Umschlagfoto: Ute Müller
Gestaltung: Patrizia Grab
Bildbearbeitung: typopoint GbR, Ostfildern
Druck und Bindung: Friedrich Pustet KG, Regensburg

ISBN 978-3-85869-560-4
1. Auflage 2013

Menschen! Besinnt euch auf eure Kraft!
Zur Arbeit, die Frieden und Freude schafft!
Die Welt der Freiheit ist zu gewinnen –
und der erste Schritt zum Glück heißt:
Beginnen!

Erich Mühsam

Einleitung



Longo maï – was ist das? Junge Menschen haben von der Landkooperative meist noch nie etwas gehört. Sobald ich zu erzählen beginne, ist das Interesse geweckt. Die erste Frage lautet oft: Was bedeutet der Name Longo maï? Daraufhin folgen viele weitere: Wie funktioniert das Leben in einer so großen Gruppe? Was bedeutet es, alle Entscheide basisdemokratisch zu treffen? Warum haben sie sich damals für die Provence entschieden? Wenn ich erzähle, dass bei Longo maï niemand etwas verdient oder über ein eigenes Vermögen verfügt, ist das Erstaunen groß, dann löst sich das Gespräch schnell vom eigentlichen Thema, und wir diskutieren über Leistungsdruck in den Betrieben, über Profitmaximierung, Managergehälter. Unvorstellbar ist auch, dass es in der selbstverwalteten Kooperative keine fixe Arbeitsteilung gibt und dass es jedem freisteht, in der Landwirtschaft, der Spinnerei oder dem kooperativeneigenen Radio Zinzine mitzuarbeiten – und das ganz ohne Chef. Dass dieses Modell seit vierzig Jahren funktioniert, fasziniert. Warum ist es nicht bekannter?

Ältere sind ebenfalls erstaunt, wenn ich sie auf Longo maï anspreche: »Was, die gibt's noch?«, heisst es dann. Longo maï ist etwas, das sie in der Vergangenheit verorten, und sie können kaum glauben, dass die Genossenschaft noch aktiv ist. Einige erinnern sich, dass es da einmal einen Skandal gab Ende der Siebzigerjahre, irgendwas mit undurchsichtigen Finanzgeschäften. Und war das nicht eine Sekte?

1993 konstatierten die Kommunarden in einer Spendenbroschüre: *Viele glauben uns seit mehr als zehn Jahren für tot und halten es nicht für möglich, dass Longo maï all die Anfeindungen überlebt hat.* Es ist tatsächlich ruhiger geworden um Longo maï, für Schlagzeilen sorgt die Kooperative nicht mehr. Auch in der historischen Forschung spielt sie kaum eine Rolle. Im 2012 erschienenen, handbuchartigen Werk von Christina Späti und Damir Skenderovic, *Die 1968er-Jahre in der Schweiz*, das auch die Landkommunenbewegung thematisiert, wird Longo maï nicht einmal erwähnt. Das bedeutet allerdings nicht, dass sich dort nichts bewegt. Im Gegenteil, bei meinen Recherchen habe ich eine quicklebendige Organisation angetroffen, die in jüngster Zeit wieder vermehrt Zulauf von jungen Leuten hat. Longo maï, das soziale und politische Experiment, aus dem das Flüchtlingskomitee CEDRI und das Europäische Bürgerforum hervorgegangen sind, lebt.

2007, während meiner Recherchen für die Ausstellung »Die 68er. Kurzer Sommer, lange Wirkung« im Historischen Museum Frankfurt am Main, kam ich zum ersten Mal mit Longo maï in Berührung. Ich war auf der Suche nach selbstverwalteten Betrieben, die in den Jahren um 1968 entstanden sind und überlebt haben. Als die Ausstellung im Herbst 2008 die Pforten schloss, war ich bereits mit Simon Baumann auf Recherchetour: Den Schweizer Filmemacher hatte ich ebenfalls in Frankfurt ken-

nengelernt, und bei einem Bier war die Idee entstanden, einen abendfüllenden Dokumentarfilm über Longo maï zu drehen.

Wir fanden das Thema wichtig, es passte in die Zeit: Die Auswirkungen der Finanzkrise waren bereits für alle spürbar, man diskutierte über die stagnierenden Löhne in den Betrieben, die Reichtumsschere, über Nahrungsmittelsicherheit und Gentechnik. Longo maï hatte schon früh einen anderen Weg gewählt: Hier wurde nicht nur ökologisch produziert, auch das bedingungslose Grundeinkommen war bereits umgesetzt; hier gab es ein funktionierendes genossenschaftliches Modell, wie es beispielsweise im sozialen Wohnungsbau wieder diskutiert wird, und hier schaute man über den eigenen Tellerrand hinaus, engagierte sich für die Schwächeren in der Gesellschaft. Wir besuchten damals die Longo-maï-Urkooperative Grange Neuve in der Provence, schauten uns in Mecklenburg-Vorpommern auf dem Hof Ulenkrug um, reisten nach Kärnten zum Hof Stopar und ließen uns in das Büro von Longo maï in Basel einführen.

Der Film kam leider nicht zustande. Der Kanton Bern gewährte zwar einen Projektbeitrag und sagte uns auch für die Produktion eine finanzielle Unterstützung zu. Wir fanden aber weder bei der Filmförderung des Bundes noch beim Schweizer Fernsehen offene Türen. Und am Ende unserer Bemühungen versandete auch noch eine geplante Koproduktion mit einer deutschen Produktionsfirma. Unser Elan erlahmte. Wir mochten unser Dossier nicht zum wiederholten Mal noch markt- und massentauglicher machen.

Doch Longo maï ließ mich nicht mehr los. Zuerst recht verspielt, später konzentrierter, begann ich meine Notizen zu längeren Texten zusammenzufassen. Um den Fragmenten mehr historische Tiefenschärfe zu verleihen, verbrachte ich viele Tage in Bibliotheken und Archiven und interviewte weiterhin Zeit-

zeugen. Als ich dann angefragt wurde, für 2013 eine Ausstellung zum Vierzig-Jahr-Jubiläum von Longo maï zu organisieren, war ich natürlich sofort begeistert. Wieder ging es in die Kooperativen – Grange Neuve, Montois im Jura, Ulenkrug –, dieses Mal auf der Suche nach geeigneten Ausstellungsobjekten. Dabei arbeitete ich eng mit einer Arbeitsgruppe aus Longo-maï-Mitgliedern zusammen und ich merkte, wie projekterfahren und begeisterungsfähig sie sind. Durch die erneuten Recherchen vertieften sich meine Kenntnisse, und wieder lernte ich neue Leute kennen. Dass sich während der langen Zeit der Recherche innerhalb von Longo maï Veränderungen ergaben, ist fast selbstverständlich: Der eine oder die andere meiner Interviewpartner hat inzwischen an anderen Orten andere Aufgaben übernommen oder sich ganz aus der Kooperative verabschiedet. Longo maï lebt.

Das vorliegende Buch ist keine historische Aufarbeitung der Geschichte von Longo maï, mich hat das Leben heute interessiert. Unter Zuhilfenahme von Archivmaterial habe ich jedoch die wichtigen Stationen der Kooperative nachgezeichnet; sämtliche Quellen aus dem Longo-maï-Archiv, zumeist Zeitschriften, sind im Folgenden kursiv gesetzt. Bei den vielen Gesprächen in den Kooperativen habe ich mich von Fragen leiten lassen, die mich persönlich interessierten, von Fragen, die das Modell Longo maï an unsere Gesellschaft stellt. Auch Stimmungen und Empfindungen spielten eine Rolle, wobei mich Erich Mühsams Bericht über den Monte Verità von 1905 inspiriert hat, in dem der anarchistische Pazifist die Bewohner der lebensreformerischen Künstlerkolonie lebendig beschrieb und seine eigene Rolle als Beobachter nicht aussparte. Und der südfranzösische Schriftsteller Jean Giono brachte mir die Landschaft der Haute-Provence literarisch näher.

Als den größten Wert dieser Recherchen betrachte ich, dass Longo maï uns, die wir nicht dazugehören – und bei allem Kritisierbaren, das es dort wie überall gibt –, einen anderen Blick auf die Welt ermöglicht; Longo maï fragt nach der Wirklichkeit unseres eigenen Lebens, und zwar in einem existenziellen Sinne: Wie wichtig ist Komfort? Was will ich besitzen und warum? Was bedeutet mir gesellschaftlicher Status? Wie wichtig ist mir Selbstbestimmung? Welche Rolle spielt gesellschaftliches Engagement? Und so will ich mit diesem Buch über Longo maï, deren Mitglieder wie Asterix und sein gallisches Dorf in einer Art Enklave gegenüber der römischen Übermacht leben, vor allem eins: zum Nachdenken anregen.



Eine Idee

»Wie in einer amerikanischen Vorstadt«, ruft Simon aus. Der Supermarkt, ein gesichtsloser Neubau inmitten eines riesigen Parkplatzes, liegt am Rand einer südfranzösischen Kleinstadt. Drin eine Regalreihe neben der anderen, Kühlregale mit abgepackten Milch- und Fleischprodukten, Abteilungen mit Backwaren, Obst und Gemüse, Haushaltswaren, Konservendosen, Zahnpastatuben. Schilder werben für Sonderangebote. Nimm drei zum Preis von zwei.

Mit hungrigem Magen laufen wir unschlüssig durch den Laden, wir brauchen Proviant für die zweieinhalbstündige Fahrt zum Gutshof Grange Neuve, der größten und ältesten Kooperative von Longo maï. Sollten wir nicht besser auch gleich etwas zum Abendessen einkaufen oder vielleicht sogar Verpflegung für mehrere Tage? Wir wissen ja nicht, was auf uns zukommt am Ziel unserer Reise. Wir zögern aber noch aus einem anderen Grund: Was würden die Leute, die wir besuchen, über unsere Lebensmittel im Einkaufswagen denken? Das Brot ist kein Problem, aber Thunfisch aus der Dose, in Plastik verpackter

Aufschnitt, Orangen aus Spanien, Milka-Schokolade, eine Flasche Coca-Cola und Evian-Mineralwasser? Sie sind weder ökologisch noch sozial produziert und kommen von *imperialistisch-kapitalistischen Ausbeutern*, wie multinationale Konzerne in den Anfangszeiten von Longo maï häufig bezeichnet wurden. Außerdem müssen wir noch ein Gastgeschenk einkaufen, weil wir das zu Hause vergessen hatten. Mit Wein geht man selten fehl, sagen wir uns schließlich, und legen eine Flasche lokalen Biowein zu den anderen Waren aufs Band.

Als ich das erste Mal von Longo maï hörte, hatten sich sofort Bilder von anderen Gemeinschaftsexperimenten vor mein inneres Auge geschoben. Wie durch ein Transparentpapier sah ich hinter den Konturen von Longo maï das Jasnaja Poljana Leo Tolstois, die Sonnenanbeter auf dem Monte Verità bei Ascona, die Künstlerkolonie Wörpswede mit Heinrich Vogeler und Paula Modersohn-Becker, den Friedrichshagener Dichterkreis mit den Brüdern Heinrich und Julius Hart, die Kommune von Otto Muehl und die berühmte Berliner Kommune I von Rainer Langhans, Uschi Obermaier und Dieter Kunzelmann.

Alle diese gelebten Utopien kannte ich aus der Literatur, und ich begann nach Parallelen zu suchen und mich in die Gedankenwelten zu vertiefen. Ein literarisches Assoziationsspiel tat sich auf, mit berühmten Akteuren und radikalen Konzepten. Der Unterschied war: Im Gegensatz zu all diesen Aussteigersiedlungen existiert Longo maï noch immer. Hier gibt es mehr als schriftliche Quellen, mehr als Bücher und Zeitzeugenberichte: Longo maï kann man besuchen und sich selbst ein Bild davon machen, wie die Umsetzung dieses alternativen Modells in die Realität gelungen ist. Rund 200 Menschen leben und arbeiten heute in Longo-maï-Siedlungen in Frankreich, Österreich, Deutschland, in der Schweiz, in Costa Rica und in

der Ukraine. Der 1973 gewählte Name Longo maï, der in provenzalischem Dialekt »Es möge lange währen« bedeutet, scheint den Weg des Kooperativenprojekts vorgezeichnet zu haben.

Als Simon Baumann und ich während der Frankfurter 68er-Ausstellung die Idee hatten, einen Dokumentarfilm über Longo maï zu drehen, war uns beiden klar: Wo sonst ergibt sich die Möglichkeit, Einblick in eine seit Jahrzehnten bestehende kibbuzähnliche Siedlung mit linksradikalem Hintergrund zu gewinnen? Bestärkt wurde ich noch durch meinen ehemaligen Geschichtslehrer, der mir die Geschichte eines Schülers erzählte, der Anfang der Achtzigerjahre ein Longo-maï-Camp in der Provence besucht hatte. Dieser Schüler hieß Paul und war damals siebzehn. Nach den Sommerferien hatte er sich entschieden, die Schule abubrechen und bei Longo maï als Jungbauer anzufangen. Die Eltern – der Vater war Professor für Mikrobiologie – seien entsetzt gewesen, erzählte mein Lehrer. »Ich unterstützte Paul auf seinem Weg, da solche Erfahrungen immer für etwas gut sind. Seinen Eltern sagte ich, dass Paul die schulische Ausbildung später nachholen könne, sie sollten ihn ziehen lassen. So geschah es auch.«

Paul lebte offenbar immer noch bei Longo maï, zumindest hatte mein Lehrer nichts Gegenteiliges gehört. Ich wollte ihn unbedingt kennenlernen. Wir hatten einen vergleichbaren familiären Hintergrund, aus ihm ist jedoch etwas anderes geworden als aus mir. Als ich siebzehn war, interessierte ich mich für Radsport und machte in den Sommerferien große Fahrradtouren, 1988 etwa fuhr ich mit einem Freund von Bern über die Savoyer Alpen nach Saint-Tropez. Wir übernachteten im Zelt und kamen uns sehr wagemutig vor. Wie ich heute weiß, sind wir damals ganz nah an Grange Neuve vorbeigefahren. Ich kenne und liebe diese Landschaft der Haute-Provence. Ein weiterer

Ansporn, sofort mit den Planungen für unsere Recherchen zu beginnen. Es dauerte lange, bis alle Vorbereitungen getroffen waren, aber an einem Sonntag im Herbst 2008 saß ich dann endlich im Zug nach Avignon, wo Simon mich mit dem Auto abholen würde für das letzte Stück auf unserem Weg zu Longo maï. Während der Zugfahrt hatte ich Zeit, in meinen Unterlagen und Notizen zu stöbern.

*

Die Gesellschaft verstößt uns, weil wir nicht bereit sind, Ungerechtigkeit, Zwänge und Entfremdung zu ertragen. Man nimmt uns Zukunftsaussichten und jegliche Hoffnung. Deshalb weigern wir uns, den Kampf ohne Ende, ohne Ausweg zu führen, in den ihr uns getrieben habt. Wir weigern uns, weiterhin ein Spiel zu spielen, das für uns von vorneherein verloren ist und nur dazu führt, dass wir kriminalisiert werden. Wir überlassen die Industriegesellschaft, die ihrem sicheren Untergang zugeht, von nun an ihrem Schicksal. Wir suchen in jenen verödeten Regionen Zuflucht, die der triumphierende Kapitalismus zynischerweise zum Tode verurteilt hat, und schaffen uns eine Lebensgrundlage in den Bergen, die die Jugendlichen verlassen haben und wo jetzt nur mehr die wohnen, die nicht wissen, wohin sie gehen sollen, heißt es in der Resolution des Kongresses Europäische Pioniersiedlungen, der vom 18. bis 20. Dezember 1972 in Basel stattfand.

An diesem Kongress, aus dem kurze Zeit später Longo maï hervorging, nahmen etwa vierzig Jugendliche aus zehn Ländern teil. Der revolutionäre Überschwang von 1968, die Aufbruchstimmung und die Hoffnung auf einen baldigen Umsturz waren damals bereits Ernüchterung gewichen. Studenten veranstalteten in Hörsälen zwar immer noch Teach-ins und waren in zahlreichen außerparlamentarischen Gruppierungen aktiv,

aber es zeichneten sich Ermüdungserscheinungen ab. Einige besetzten noch Wohnhäuser, bevor sie sich auf den langen Marsch durch die Institutionen machten, andere formierten sich in immer klandestineren Gruppen und Untergruppen und griffen zur Gewalt, um aus der Sackgasse herauszukommen, in die sie sich getrieben sahen. Unpolitischere gründeten Selbsterfahrungsgruppen oder machten sich als Hippies zu einem Trip nach Indien auf.

Eine vierte Gruppe, die den Weg der Gewalt ablehnte, sich jedoch vom utopischen Projekt einer Radikalveränderung der Gesellschaft nicht verabschieden wollte, schloss sich zur Landkommunenbewegung zusammen. Hierzu gehörten die Jugendlichen, die sich in Basel versammelt hatten. Nach ihrer Analyse war die Situation in den Städten so verfahren, dass ein Neuanfang nur auf dem Land möglich schien. Um nicht in einem fortwährenden Kreislauf von Protest und Ablehnung gefangen zu bleiben, wollten sie etwas aufbauen, das allein ihnen gehörte. Und so diskutierten die Jugendlichen auf dem Kongress in mehreren Arbeitsgruppen darüber, wie bei einem eigenen Projekt Landwirtschaft, kommunale Einrichtungen und eine handwerklich-industrielle Produktion in Einklang gebracht werden könnten. Das Ziel war eine wirtschaftlich unabhängige, autonome Siedlung, *in der eine menschlichere Gesellschaft gefunden und erprobt werden kann.*

Wie eine soziologische Untersuchung ergab, stammten die Gründungsmitglieder von Longo maï in der Regel aus Elternhäusern mit einem hohen Bildungsniveau. Sie waren Kinder von leitenden Angestellten, Pfarrern und Lehrern. Politisch aktiv waren sie vor allem in der Gruppe Spartakus, Wien, und in der Basler Gruppe Hydra (beide Organisationen vereinigten sich später). Die Wiener Gruppierung war aus einer Jugendsektion der Kom-

unistischen Partei Österreichs entstanden: 1969 traten einige Jugendliche aus der als schwerfällig und bürokratisch empfundenen Mutterpartei aus und gründeten die Gruppe »Spartakus – Kampforganisation der Jugend«. Damals schon mit dabei war der Franzose Roland Perrot, genannt Rémi, der in der Geschichte von Longo maï noch eine wichtige Rolle spielen sollte.

Die österreichischen Jugendlichen standen als Kinder kommunistischer Widerstandskämpfer gegen den Nationalsozialismus in der Tradition der Arbeiterbewegung. In zahlreichen Kampagnen, Demonstrationen und Happenings prangerten sie Missstände an. Der Protest in der sogenannten Heimkampagne richtete sich zum Beispiel gegen die autoritär geführten Jugendheime, in denen sadistische Heimleiter drakonische Strafen über ihre Zöglinge verhängten. Mit der Parole »Öffnet die Heime« kämpften die Jugendlichen für eine menschlichere Unterbringung der häufig zwangsversorgten Kinder. Jakob Mytteis, einer der Gründer von Spartakus, musste sich mehrmals wegen »ungestümen Benehmens« vor Gericht verantworten und saß einige Wochen in Arrest. Als er 1972 in die Schweiz einreisen wollte, wurde ihm dies verweigert. Thomas Busch von der Basler Gruppe Hydra verfasste damals eine Solidaritätsschrift mit dem Titel »Unerwünschter Ausländer«, in der er feststellte: *Innerhalb von drei Jahren ist eine Bewegung [...] durch ihr kompromissloses Auftreten und ihr unverschämtes Lachen zur Staatsgefahr geworden. Die demokratisch-friedliche Fassade des kleinen Österreich verträgt keine Jugend, die sich nicht brechen lässt.*

Die Hydra war eine Lehrlingsorganisation aus Basel, die sich von der Progressiven Organisation Basel (POB) abgespalten hatte. Die zumeist sehr jungen Aktivisten kämpften 1970 gegen die Volksinitiative des Schweizer Nationalrats James Schwarzenbach, der mit Fremdenfeindlichkeit auf Stimmen-

fang ging und besonders gegen die italienischen Gastarbeiter mobil machte. Schwarzenbach wollte die ausländische Bevölkerung in der Schweiz begrenzen. Die Hydra-Aktivisten sprengten seine Veranstaltungen mit Sprechchören. »Nicht die Überfremdung, die Überblödung der Schweiz ist die Gefahr«, lautete ihre Parole. Die Initiative wurde an der Urne zwar abgeschmettert, aber immerhin 42 Prozent der stimmberechtigten Männer – Frauen durften damals in der Schweiz noch nicht abstimmen – hatten sich dafür ausgesprochen: Wäre es nach ihnen gegangen, hätten 300 000 Ausländerinnen und Ausländer die Schweiz verlassen müssen.

Was hatten die linksbewegten Jugendlichen von Hydra mit so einer Schweiz noch zu schaffen? Nichts, sagten sie sich. Überhaupt schien die Zukunft düster, die Hoffnungen des Sommers 1968 lagen weit zurück. In ihren Manifesten entwarfen sie ein geradezu apokalyptisches Szenario: *Europas nahe Zukunft ist klar: eine leere Hülse, riesige moderne Industriezentren, hochqualifizierte Arbeiter und Techniker – belagert von einem Heer ungelerner Arbeitskräfte, umgeben von ausgestorbenen Gebieten ohne eigene Rohstoffe und Energiequellen.* Wie konnte bei solch düsteren Aussichten eine zukunftsgerichtete Politik aussehen? Mitmachen war keine Option; mit dieser Gesellschaft, das war den Jugendlichen klar, wollten sie nichts mehr zu tun haben.

Was für ein starkes Bild! Aufbrechende Jugendliche, die als Zeichen der Hoffnung die Städte hinter sich lassen und Brachland bewirtschaften. An einem fremden Ort neu anfangen, um etwas völlig anderes zu schaffen. Allen Widrigkeiten trotzen, *denn das alles ist natürlich nicht ohne Gefahr.* Allein das Fassen des Entschlusses versetzte die jungen Menschen in ein grandioses Hochgefühl. Sie nahmen an die Hand, was viele Intellektuelle als Hoffnung formuliert hatten, sie ließen die alte

Welt hinter sich und erschufen mit ihrer Hände Arbeit ein Utopia. Alles, was sie taten, taten sie im Bewusstsein, auf der richtigen Seite zu stehen – die Geschichte war mit ihnen und nicht mit denen, die sie zurückließen.

*

Die Gegend wird wilder, gebirgiger, im abendlichen Licht leuchten die Bergkämme. Simon und ich fahren durch kleine Städte, in denen Menschen unter mächtigen Platanen in Straßencafés sitzen. In den Ortszentren haben sich trotz der Konkurrenz durch die Supermärkte zahlreiche kleine Gemischtwarenläden halten können. Eigentlich würden wir uns lieber in einem der Hotels einquartieren, statt noch heute Abend in eine Kommune mit achtzig Mitgliedern zu fahren, gestehen wir uns ein. Noch etwas Ruhe haben, vielleicht einen kleinen Spaziergang machen – am nächsten Tag kämen wir dann ausgeruht und immer noch früh genug an. Aber das Pflichtbewusstsein ist stärker: Wir sind angemeldet.

Albert hatte mir am Telefon den Weg erklärt. Von Forcalquier sollten wir in Richtung Limans fahren und kurz nach dem Dorf rechts abbiegen. Die Straße führe hinunter in ein kleines Tal und auf der anderen Seite wieder hinauf. Nach ungefähr zwei Kilometern stünden wir dann vor dem Gutshof Grange Neuve. Als wir langsam durch Forcalquier fahren, sehe ich aus dem Augenwinkel, dass wir gerade die von Albert angegebene Abzweigung verpasst haben. Doch Simon vertraut voll und ganz der modernen Technik. Er habe den Hof auf Google Maps gefunden und die Koordinaten ins GPS-Navigationsgerät eingegeben. Nun gut, das Navigationsgerät sagt uns noch eine Viertelstunde bis zur Destination voraus, gleich bei der nächsten Abzweigung schickt es uns nach links, nach ein paar hun-

dert Metern steilen Anstiegs nach rechts. Die Straße windet sich den Berg hinauf, der Asphalt weicht steinigem Naturbelag, und wir fürchten, mit unserem kleinen Stadtauto liegen zu bleiben. Die Autoscheinwerfer leuchten den kurvenreichen Weg aus, auf beiden Seiten stehen im fahlen Dämmerlicht Bäume. Der Himmel ist beinahe nachtschwarz, einzig im Westen zeigt sich noch ein rötlicher Streifen.

Ob wir nicht doch besser den Angaben von Albert gefolgt wären statt dem GPS-Gerät? Was, wenn wir jetzt in stockdunkler Nacht im Nichts landen, auf irgendeinem gottverlassenen Berg in der Provence, irregeleitet von den technischen Segnungen der Zivilisation? Doch endlich sehen wir Häuser, einen Geräteschuppen mit etlichen Traktoren davor, daneben Maschinenteile und Fahrräder. Und dann sind wir auch schon auf dem Parkplatz, auf dem eine beeindruckend große Anzahl Autos steht. Simon manövriert uns in die erste Lücke. Doch kaum sind wir ausgestiegen, kommt ein Mann und weist uns auf Französisch zurecht. Wir begreifen schnell, dass Parkieren hier nicht erwünscht ist, warum, bleibt unklar. Offenbar hat es etwas mit den Traktoren zu tun. Simon stellt das Auto weiter oben am Weg ab, dann gehen wir zu einem großen Steingebäude, dem Haupthaus von Grange Neuve.

Im Vorzimmer sind einige am Rauchen. Wir fragen nach Albert. Er sei im Aufenthaltsraum, wird uns beschieden, gleich hinter dem zweiten Eingang, der mit Wolldecken zugehängt ist. »Geht ruhig durch.« Simon und ich betreten den Hauptraum, über den ich schon so viel gelesen habe: In diesem umgebauten Stall fanden die legendären nächtelangen Versammlungen statt, hier wurden Strategien diskutiert und Feste gefeiert. Vierzig bis fünfzig Menschen sitzen an Holztischen vor ihrem Essen. Als wir uns suchend umblicken, kommt Albert, ein sehniger Typ um

die fünfzig mit kurzen grauen Haaren und markanten Gesichtszügen, auf uns zu. Er begrüßt uns freundlich in Basler Mundart, erkundigt sich nach der Reise und weist uns einen Tisch zu, an dem sofort alle zusammenrücken, um uns Platz zu machen. Zwei Teller werden uns gereicht, Besteck und zwei Gläser, die mit Wein aus einer Karaffe gefüllt werden. »Wir keltern auf unserem Weingut in der Nähe eigenen Wein«, erklärt uns Albert, »manchmal ist er ein bisschen sauer, aber wir haben uns dran gewöhnt.«

Unser Gastgeschenk, der Biowein aus dem Supermarkt, bleibt während der vier Tage unseres Aufenthalts im Kofferraum. Uns – und wahrscheinlich auch den Beschenkten – wäre es merkwürdig vorgekommen, einem Wein produzierenden Betrieb Wein zu schenken.

*

In den Schriften der frühen Siebzigerjahre stellten sich die Gründer von Longo maï als Jugendliche mit großem Taten-drang dar. Sie wollten nicht in das *Räderwerk der Gesellschaft* geraten. Institutionen, auch Gewerkschaften, lehnten sie ab. Sie entschlossen sich zum Aufbau einer eigenen genossenschaftlichen Siedlung, um die selbstdefinierten Grundsätze zu verwirklichen, anstatt sie in wirkungslosen Flugblättern immer wieder vergeblich einzufordern. Sie wollten selbst etwas aufbauen, aber auch Stachel im Fleisch der Gesellschaft sein: *Die Gruppe kann sich nicht damit begnügen, eine glückliche Insel des Zusammenlebens zu sein.*

Für ihre Landkommune suchten die Jugendlichen eine verödete Bergregion in der Haute-Provence aus, die wie zahlreiche andere Berggegenden in jener Zeit unter einer massiven Abwanderung litt, da die Bevölkerung kein Auskommen und keine Arbeit mehr fand. Die Jugendlichen wollten genau an den

Ort, von dem andere flüchteten. Die Regionen abseits der Zentren waren damals wichtige Bezugsgrößen. Zahlreiche Linksgerichtete griffen auf Maos Theorie zurück, nach der eine Revolution von den Bauern ausgehen würde. Auf dem legendären und später oft verklärten langen Marsch von 1934/35 ließ dieser seine Rote Armee den Rückzug durch unwegsames Gebiet in die Berge antreten, um sich dort neu zu formieren. Das gelang, und seine Truppen sammelten genug Kräfte, um sich gegen die Armee von Chiang Kai-shek durchzusetzen.

Auch Ernesto Che Guevara, Arzt, Guerillakämpfer und kubanischer Industrieminister, setzte auf die Bauern – und wurde am Schluss von ihnen verraten. 1966 scharte er im Tiefland von Bolivien eine kleine Gruppe Getreuer um sich, mit denen er die Dominanz der bolivianischen Armee brechen und einen sozialistischen Staat nach kubanischem Vorbild errichten wollte. 1967 wurde er in einen Hinterhalt gelockt und ermordet. Das Bild des aufgebahrten, von Kugeln durchbohrten Leichnams erinnerte an einen christlichen Märtyrer und ging um die Welt. Sein bolivianisches Tagebuch erschien 1968 zum ersten Mal in deutscher Übersetzung. 1977 stand das Werk mit mehr als 100 000 verkauften Exemplaren in der zehnten Auflage. Darin hielt Che die endlosen Strapazen fest, denen die Kämpfer ausgesetzt waren. Sie hatten zu wenig zu essen und zu wenig Schlaf und litten unter den strengen Märschen im unwegsamen Gelände. Weder auf militärischem noch auf politischem Gebiet gab es Erfolge. Die Bauern des Tieflands unterstützten die Kämpfer nicht, sodass sie in ständiger Angst lebten, verraten zu werden. Und während die Verluste immer größer und die Stimmung immer niedergeschlagener wurde, gab Kommandant Che Durchhalteparolen aus, obschon auch ihm immer bewusster wurde, dass sie auf verlorenem Posten kämpften.

Ches Diktion ist rapportierend und militärisch knapp. Eine harte Männerwelt, ein kleiner Kreis von Verschworenen: Coco, Inti, Braulio, Raul, Benjamin. Als erster von ihnen starb der 26-jährige Benjamin. Er stürzte von einem Steilhang in den Rio Grande. Che notierte: »Er war ein schwacher und absolut unfähiger Junge, aber mit einem starken Willen.« Lakonisch fügte er als letzten Tageseintrag hinzu: »Wir aßen die letzte Ration Bohnen.«

Auch in den Manifesten von Hydra und Spartakus steckt ein gutes Stück kämpferische Unbeugsamkeit. Die Jugendlichen sahen sich als *Vorhut*, sie wollten *Pioniersiedlungen* gründen und damit *antifaschistische Stützpunkte* schaffen. Das zentrale Dokument von 1972 heißt doppeldeutig: *Die Krise – ein Angriff*. Gemeint ist, dass die Zuspitzung der wirtschaftlichen und politischen Krise es den Mächtigen erlaube, die Repression auszuweiten. Jugendliche und Gastarbeiter als die potenziell gefährlichsten Feinde des Systems sollen durch Hetze und Unterdrückung mundtot gemacht werden. Gleichzeitig schwingt im Wort Angriff auch eine mögliche Antwort der Unterdrückten mit: Sie würden sich wehren und kämpfend zu ihrem Recht kommen.

In den programmatischen Schriften von Longo maï aus jener Zeit lässt sich die Erwartung einer zukünftigen Krise förmlich mit Händen greifen. *Die Arbeitslosigkeit in Europa wächst. Nach offiziellen Angaben sind über eine Million Jugendliche ohne Arbeit*. Diese Jugendlichen sollen sich zusammen mit den Handwerkern und Bauern in die Berge zurückziehen, um dort eine neue, lebenswerte Umwelt zu gestalten. 1974 hieß es in den Longo-maï-Nachrichten warnend: *Es kommen mehr und mehr Junge zu uns. Man sollte uns nicht zu lange allein lassen mit einem Problem, das alle angeht. Es könnte schlecht ausgehen*.

Eine weitere Passage im Gründungsmanifest ist aufschlussreich: *Wie der geile Jude im »Stürmer« eine Fiktion, ein Symbol war, so wird es der messerstechende und vergewaltigende Fremdarbeiter und der linksradikale, vergammelte, rauschgiftsüchtige Jugendliche*. Der Titel dieses Abschnitts lautet: *Die Juden der 70er Jahre*. Das sind Töne, die mir von der Frankfurter 68er-Ausstellung her vertraut vorkommen. In vielen Texten der 68er wird die Nazizeit mit der Gegenwart gleichgesetzt. Psychologisch war dies verständlich angesichts einer Gesellschaft, in der Nazis schnell wieder in Schlüsselpositionen gekommen waren. So hatte Hans Filbinger, 1966 zum Ministerpräsidenten Baden-Württembergs gewählt, als nationalsozialistischer Marineringegner mehrere Todesurteile gegen Deserteure gefällt. Trotzdem war ihm nach Kriegsende eine steile Karriere als Rechtsanwalt und Politiker gelungen. Erst 1978 musste er auf öffentlichen Druck hin zurücktreten. Und Filbinger war bei Weitem nicht der einzige Nazi, der in der BRD in ein hohes Amt aufgestiegen war. Die linksbewegten Aktivisten protestierten dagegen und führten aus, was ihre Eltern versäumt hatten. Doch die Gesellschaft war inzwischen eine andere geworden und das demokratische System im Westeuropa der Siebzigerjahre nicht vergleichbar mit dem Nationalsozialismus.

Aus dieser scharfen ideologischen Frontstellung – auf der einen Seite die idealistischen Aktivisten, auf der anderen Seite die *repressive kapitalistische Gesellschaft* – bezog Longo maï einen großen Teil der Stärke und Überzeugungskraft: Hier entstand eine positive Alternative, eine Antwort auf die Fehler der Vergangenheit und der Gegenwart. Jegliche Kritik an Longo maï konterten die Jugendlichen von dieser moralisch überlegenen Warte aus.



Basisdemokratie

Der erste Abend in Grange Neuve. Wir werden empfangen wie Gäste, die man versorgt, und nicht wie lästige Eindringlinge. Diese einfache, wie selbstverständliche Gastfreundschaft mag von der landwirtschaftlichen Tradition von Longo maï herrühren und ist Teil der gelebten Solidarität. Ob ein oder zwei Mäuler mehr zu stopfen sind, macht auf einem Bauernhof keinen großen Unterschied. Albert kümmert sich um uns, reicht uns die Schüsseln und erzählt uns von der Herkunft der aufgetischten Speisen. Der Schweinebraten, die Kartoffeln und das Gemüse stammen aus eigener Produktion. Es schmeckt uns.

Albert stellt uns seiner Frau Martina vor. Sie ist Schweizerin und ebenfalls in den Anfangsjahren zu Longo maï gestoßen. Die beiden haben drei Kinder, die alle nicht mehr in der Kooperative leben: Leo arbeitet in Marseille als Elektriker, Jeanne ist Kindergärtnerin und lebt mit ihrem Mann und zwei Kindern in der Nähe von Forcalquier, Olga ist als Dokumentarfilmerin in Paris tätig. Sie sind in die normale Schule in Limans gegangen und später – wie fast alle Kinder von Longo maï – in ein Internat,

da die Distanzen für das tägliche Pendeln zu weit waren. Wir unterhalten uns über die Fahrt, über die unterschiedliche Art des Landwirtschaftens in der Schweiz und in Frankreich und über Martinas Kampf für den Erhalt alter Pflanzensorten. Sie erzählt uns von einem Kongress über Saatgut in der Schweiz, an dem sie vor Kurzem ein Referat gehalten hat. Trotz aller Gastfreundschaft ist eine gewisse Reserviertheit bei den beiden spürbar. Sie sind vorsichtig. Ob das von den schlechten Erfahrungen mit der Presse herrührt?

Der geschichtsträchtige Versammlungssaal, ein rustikaler Raum mit rötlichem Plattenboden, besteht aus zwei Ebenen, die durch eine Holzterrasse verbunden sind. Die meisten Personen sitzen im unteren, größeren Teil beim Essen; an der Wand ein mit Sichtsteinen gefasster offener Kamin, in dem verkohltes Holz und Asche liegen. Im oberen Teil des Raums, einer Art Empore, turnen Kinder herum, ein Geländer gibt es nicht. »Einmal ist ein Hund heruntergestürzt«, erzählt Albert. »Ihm ist erstaunlicherweise nichts passiert, er hat sich geschüttelt und ist davonspaziert.« Ein andermal fiel während des Essens ein Stuhl auf den Tisch. Auch da war man mit dem Schrecken davongekommen.

Eine Tischordnung gibt es nicht, man sucht sich jeden Abend einen neuen Platz; einigen scheint es aber auf der Empore, von der aus man einen guten Überblick hat, besonders zu gefallen, denn sie setzen sich auch an den folgenden Abenden gern dort hoch. Im Raum laufen einige Hunde frei herum, und es herrscht ein Kommen und Gehen. Die einen sind schon mit dem Essen fertig, während die anderen erst langsam eintreffen. Die Vorhänge sind zugezogen, sonst hallten die Stimmen zu stark und man könne sich nur noch schreiend verständigen, erklärt man uns. Ein paar Energiesparlampen tauchen den Raum

in ein kaltes und etwas düsteres Licht. Simon und ich fangen an zu frösteln; wir sind höhere Raumtemperaturen gewohnt und zu leicht angezogen. Mit der Zeit aber wärmen uns Essen und Wein. Der Raum ist erstaunlich sauber, wenn man bedenkt, dass sich hier Tag für Tag fünfzig bis achtzig landwirtschaftlich arbeitende Menschen in ihren Arbeitskleidern und Arbeitsschuhen zusammensetzen. Es ist Aufgabe der jeweiligen Kochgruppe, ihn nach jedem Essen zu reinigen.

Die Anwesenden wirken in ihren dunklen und teilweise abgegriffenen Wollpullovern, in ihren alten Skijacken und groben Arbeitshosen rustikal. Auch die Frauen sind einfach und zweckmäßig gekleidet; nur bei wenigen Teenagern kann ich Schminke entdecken. Vom Kleinkind bis zum Sechzigjährigen sind alle Altersklassen vertreten. Auf einem hölzernen Hochstuhl wird ein Baby mit Brei gefüttert.

Erst vor ein paar Jahren hat die Vollversammlung sich zu einem Rauchverbot im Aufenthaltsraum durchgerungen. Die Tabakswaden, die früher bei politischen Diskussionen nicht wegzudenken waren, gehören der Vergangenheit an. In den Pausen und nach dem Essen versammeln sich die Raucher am Eingang.

*

Im Juni 1973 setzten 25 junge Männer und Frauen den Siedlungsplan um. Sie erstanden in der Gemeinde Limans in der Haute-Provence ein Stück Land, auf dem die drei verfallenen Gehöfte Grange Neuve, Le Pigeonnier und St. Hippolyte standen. Dass sie sich in Frankreich niederließen, hatte sich nach dem Ausschlussprinzip ergeben: Das politische Klima in Deutschland und in Österreich war im Zuge der Terrorismusangst so repressiv, dass eine Kooperativengründung dort auf

größte Widerstände gestoßen wäre. In der Schweiz stellte es sich als schwierig heraus, ein geeignetes Terrain zu finden, das groß genug war, und auch dort nahm die Angst vor Repressalien zu. Und so war – obschon die wenigsten mit der Kultur und der Sprache vertraut waren – Frankreich übrig geblieben. Gerade drei Gründungsmitglieder waren Franzosen, darunter Rémi, der sich für die Haute-Provence starkgemacht hatte; die anderen stammten aus Österreich, Deutschland und der Schweiz.

Eines der Mitglieder verkaufte sein ererbtes Haus in Basel. Zusammen mit Darlehen und Spenden von Bekannten brachten sie die Kaufsumme von umgerechnet 800 000 französischen Francs auf, was damals rund 300 000 Franken entsprach. Nicht weniger als 300 Hektar Land nannten sie auf einmal ihr Eigen, dabei waren die Jugendlichen, die von der Weltverbesserung nicht nur redeten, sondern sich wirklich in das Abenteuer stürzten, erst zwischen 16 und 23 Jahre alt. Lediglich Rémi gehörte mit seinen 43 Jahren einer anderen Generation an.

Einen Businessplan für die Gründung der Kooperative gab es nicht, dieses Wort hätte wohl auch niemand ungestraft in den Mund genommen. Aber es gab den festen Willen, etwas aufzubauen. Der Aufgaben waren unüberschaubar viele, und die Jungenossenschaftler packten mit bemerkenswertem Elan zu, um das verwilderte Land nutzbar zu machen. Sie durchkämmten das Gelände mit Macheten, entfernten wuchernde Gehölze, Disteln und Unkraut. Zerfallene Mauern mussten wiederaufgebaut, Gebäude vor dem Einsturz bewahrt werden. Quellen wurden freigelegt, Gärten angelegt, Ställe gebaut, elektrische Leitungen verlegt. In den Longo-mai-Nachrichten wird Ausgabe für Ausgabe stolz von den Fortschritten berichtet. *Der Hof war eine Ruine. Daher: Gestrüpp ausreißen, Schutt wegräumen, Dächer herrichten, Fußboden in ehemaligen Scheunen*

einziehen, um sie als Schlafräume einzurichten. Es waren nämlich neue Pioniere zu uns gestoßen[, die] im Regen campieren nach der Arbeit. Das verwilderte Gelände verwandelte sich dank harter Arbeit innerhalb weniger Jahre in ein funktionierendes Zentrum der Berglandwirtschaft.

Mit dem Wiederaufbau war es nicht getan. Man musste sich auch auf Dauer versorgen können: Die Bürgersöhne und -töchter ohne landwirtschaftliche Erfahrung begannen mit dem Gemüseanbau, der Schafzucht, der Fleisch- und Wollproduktion. Absatzkanäle mussten gefunden werden. Sie druckten Zeitungen und Broschüren und sammelten Geld für den Aufbau weiterer Kooperativen. Einen herben Rückschlag erfuhren sie gleich zu Anfang: Die deutschen, österreichischen und Schweizer Mitglieder von Longo mai – also fast alle – wurden wegen linksradikaler Umtriebe nach einem Jahr aus Frankreich ausgewiesen. Erst vier Jahre später durften sie wieder zurückkommen. Es kam jedoch zu einer Welle der Solidarität: Französische Genossen sprangen für sie ein und ließen sich in der Kooperative nieder. So schaffte Longo mai den Anschluss an die französische Bevölkerung und blieb nicht länger ein deutschsprachiger Fremdkörper in der Gegend.

In den ersten Jahren expandierte Longo mai rasant. Kaum waren Strukturen geschaffen, mussten sie schon wieder veränderten Verhältnissen angepasst werden: Mehr Mitglieder und ständig mehr Gäste mussten versorgt werden. Die landwirtschaftlichen Arbeiten und die politischen Aktivitäten nahmen alle Kräfte in Anspruch. Dieser rasche Aufbau konnte nur gelingen, weil Longo mai immer zugleich ein wirtschaftliches, ein politisches und bei aller Gemeinschaftlichkeit auch ein höchst privates Projekt von Einzelnen war, die ihre gesamte Energie, ihr gesamtes Wissen und Können hineinsteckten. Viele

junge Menschen sahen einen Sinn darin, sich freiwillig zu engagieren, ohne einen Geldlohn zu erwarten. Sie hatten den Mut, anzufangen, ohne im Voraus abschätzen zu können, wohin die Reise führen würde.

*

Simon und ich schauen uns um. Am Anschlagbrett sehen wir unseren Brief, den wir einige Wochen zuvor an Longo maï geschickt hatten mit der Bitte, der Kooperative einen Besuch abzustatten zu dürfen. Einzelne Passagen sind mit Kugelschreiber unterstrichen. Wir kommen uns in unserer Trekkingjacke und dem atmungsaktiven Faserpelz etwas deplatziert vor. Synthetisches Material, neu und makellos, keine Wolle. Das Gefühl des Außenseitertums empfinden wir als ungemütlich.

In einer Ecke des Versammlungsraums klingelt das Telefon, ein älteres Tastenmodell mit Kabelanschluss. Eine jüngere Frau, die in der Nähe des Apparates sitzt, nimmt den Hörer ab. Sie lauscht, deutet dann auf einen Kollegen, der, in ein Gespräch vertieft, an seinem Wein nippt, und ruft: »Für dich!« Er geht zum Telefon, greift den Hörer und hält sich wegen des Lärms mit der anderen Hand das Ohr zu. Er spricht Deutsch, und nach den Wortfetzen, die ich aufschnappe, geht es um ein bestimmtes Verfahren, Schafwolle zu waschen. Selbst wenn niemand es darauf anlegt, können die Anwesenden im Raum nicht anders, als die Gestik der telefonierenden Person wahrzunehmen und sich ihren Reim darauf zu machen. Wer mehr Privatheit sucht, der telefoniert von einem der Anschlüsse in den anderen Häusern.

Mitglieder von Longo maï können nur zur Essenszeit angerufen werden, da sich sonst niemand im Raum aufhält. Ist die gesuchte Person nicht anwesend oder gerade nicht auffindbar, hinterlässt der Anrufer meist seine Telefonnummer mit der

Bitte, ihn zurückzurufen. Immer wieder kommt es vor, dass ein Externer anruft und den Chef oder den Geschäftsführer der Kooperative sprechen will. »Damit können wir nicht dienen, bei uns sind alle gleich«, lautet dann die Antwort. »Was ist genau das Problem, vielleicht kann ich Ihnen ja helfen.« So kann das Anliegen des Anrufers meistens geregelt werden, ganz ohne Chef. Beim Telefon liegt eine Liste der Handybesitzer aus. Es sind nur wenige. Aber einige sind doch froh, wenn sie auf der Alp, fernab der Zivilisation, unkompliziert etwas abmachen oder besprechen können. Die Handys werden sehr zweckgerichtet und nicht zum Zeitvertrieb benutzt: Undenkbar, dass jemand während einer Versammlung gedankenlos darauf herumdrückt.

Simon und ich sind nicht die einzigen Gäste auf Grange Neuve, fast täglich sehen wir hier neue Gesichter. An einem Tisch sitzt eine Gruppe französischer Landwirtschaftsstudenten, die sich ein paar Tage lang den Betrieb von Longo maï anschauen. Die Alteingesessenen sind es gewohnt, ihr Brot, ihre Kartoffeln und ihr Fleisch mit Menschen zu teilen, deren Namen sie meist nicht einmal kennen. Das ständige Kommen und Gehen ermöglicht ihnen, praktisch jeden Abend neue Bekanntschaften zu machen. Sie erfahren ohne große Anstrengung die verschiedensten persönlichen Geschichten. Es kann aber auch leicht Übersättigung eintreten, wenn sie beinahe täglich Leute neu einführen und die ewig gleichen Fragen beantworten müssen. Daher bleiben sie häufig zunächst reserviert und öffnen sich erst mit der Zeit.

Einige Besucher bleiben nur ein paar Tagen, andere, wie etwa der palästinensische Menschenrechtsaktivist, ein paar Monate. Die meisten Gäste beteiligten sich an den anfallenden Arbeiten, wird uns erzählt, obschon die Effizienz ihrer Anstren-

gungen manchmal zweifelhaft sei. Besucher, die sich um die Arbeit drücken und keinen Kontakt zur Kooperative suchen, sind nicht gerne gesehen. Nach dem Essen wird das Geschirr zusammengestellt, und einige bringen es in die Küche. Auch ich ergreife eine Schüssel, sammle darin das schmutzige Besteck und trage es hinaus. Die meisten bleiben sitzen, vertreten sich die Beine oder gehen in den Vorraum eine Zigarette rauchen. Auf den Tischen verbleiben nur die Gläser und die Weinkaraffen, aus denen sich hin und wieder einer ein Glas nachgießt.

Es ist ungefähr halb zehn. In der Nähe des Kamins räuspert sich ein Mann, zwei andere nehmen das Signal auf und schlagen mit Löffeln an ihre Gläser. Die Leute aus der Küche kommen und setzen sich auf ihre Plätze. Auch auf der Kiste, in der die selbstgebackenen Brote eingelagert sind, nimmt jemand Platz. Ein Schäferhund döst zufrieden unter einem Tisch. Die sonntagabendliche Vollversammlung beginnt, Basisdemokratie in echter Anschauung, eine der ältesten und zentralsten Traditionen von Longo maï. Tausendfach eingeübt, Albert kann nicht sagen, wie oft er schon dabei war: In den Anfangsjahren gab es jeden Abend eine Versammlung, später wurde es auf zweimal pro Woche reduziert, und heute trifft sich die Kooperative Grange Neuve regelmäßig zu einer fixen Wochenversammlung, bei der sich auch die Leute vorstellen, die neu angekommen sind. An dieser Versammlung werden die Termine für zusätzliche Diskussionen festgelegt; je nach Bedarf sind das zwei bis drei in der Woche.

Es wird still im Saal. Der Mann, der sich geräuspert hatte, ergreift das Wort. Ein Franzose, ungefähr fünfunddreißig Jahre alt. »Cédric, seit mehreren Jahren Mitglied von Longo maï«, flüstert mir Albert zu. Mit seinem Béret auf dem Kopf, das er

auch drinnen trägt, mit dem weißen Wollschal über dem schwarzen Pullover und dem verwegenen Dreitagebart strahlt er die Eleganz eines Revolutionärs aus. Er hat nicht viel Bäurisches an sich und könnte in diesem Outfit Ende des 19. Jahrhunderts in einem anarchistischen Untergrundzirkel in Paris aufwieglerische Pläne geschmiedet haben. Cédric redet lange, eloquent und charismatisch und unterstreicht seine Ausführungen mit schwungvollen Armbewegungen. Ich kann seinem Französisch nur in groben Zügen folgen. Es geht offenbar um befreundete Bauern, die auf ihrem Hof Probleme haben und Unterstützung benötigen. Es fehle an Arbeitskräften und an Maschinen, erzählt Cédric, der eben von dort zurückgekommen ist. In der folgenden Diskussion kommen mehrere Hilfsmöglichkeiten zur Sprache. Es ist nichts Kontroverses dabei, alle erklären sich mit den Bauern solidarisch und machen Vorschläge.

Als basisdemokratischer Betrieb funktioniert Longo maï ohne hierarchische Ämter. Alle, ob eben erst angekommen oder seit Jahren dabei, haben prinzipiell gleich viel zu sagen. An diesem Abend übernimmt ein Mann, der am großen Tisch in der Mitte des Raumes sitzt, eine ordnende Funktion. Mit Handzeichen erteilt er das Wort, selbst sagt er den ganzen Abend über kaum etwas. Niemand hebt die Hand, um sich bemerkbar zu machen, ein leichtes Kopfnicken oder eine kleine Handbewegung genügt, um mitzuteilen, dass man etwas zur Diskussion beitragen möchte. Hat jemand seine Ausführungen beendet, beginnt ungezwungen die Nächste.

Auch die nachfolgenden Punkte gehen reibungslos über die Bühne. Eine Frau erzählt, dass immer wieder Handwerker aus der Umgebung, die auf einer Baustelle beschäftigt seien, mitäßen, ohne sich anzumelden. Das führe in der Küche zu

Konfusionen. Die Vollversammlung beschließt, die Betroffenen über den Anmeldezwang zu informieren und zu schauen, ob sich die Situation dadurch schon bessere. Falls nicht, müssten weitere Maßnahmen ergriffen werden. Als Nächstes sind die streunenden Hunde im Gelände ein Thema: Niemand fühle sich für sie zuständig, beklagt sich einer, er sei nicht sicher, ob sie überhaupt jemandem von der Kooperative gehörten. Keiner der Anwesenden hat eine Lösung anzubieten. Ein Mann mit englischem Akzent sagt: »Das Einzige, was man tun kann, ist, die Hunde nicht mehr zu füttern. Dann kommen sie mit der Zeit nicht mehr.« Später erfahre ich, dass das Hundeproblem auf den Versammlungen ein Dauerthema ist.

Abstimmungen gibt es bei den Vollversammlungen grundsätzlich keine. Alle Fragen werden so lange diskutiert, bis alle mit einer (Kompromiss-)Lösung einverstanden sind. Stellt sich jemand quer, wird weiterdiskutiert – oder das diskutierte Projekt wird nicht umgesetzt. Ein Prinzip, das die Ausdauer der Anwesenden auf eine harte Probe stellen kann. In der Praxis erinnert die Entscheidungsfindung an freiwillige Partei- und Vereinsarbeit. Normalerweise wird ein Problem unter einzelnen Mitgliedern oder in Arbeitsgruppen vorbesprochen und dann in der Vollversammlung diskutiert. Es dürfen alle bei allem mitreden, niemand kann ein Gärtchen für sich abstecken, das ist ein ehernes Prinzip bei Longo maï. Gibt es begründete Einwände gegen etwas, dann wird darauf eingegangen und das Vorhaben angepasst. Sagt jemand kategorisch und mit guten Gründen Nein, dann geht es nicht weiter. Schweigen heißt dagegen: »Macht mal!« Dann wird ein neues Wohnhaus gebaut, eine neue Ziegenrasse angeschafft oder Musikunterricht für die Kinder eingeführt. Einen formellen, schriftlichen Beschluss gibt es nicht.

Bei der Realisierung eines Projekts sind ohnehin andere Dinge entscheidend: Sind genügend finanzielle Mittel vorhanden? Können die Initianten genug arbeitswillige Mitglieder, etwa erfahrene Bauarbeiter, für das Vorhaben gewinnen? Ist dies nicht der Fall, bleibt ein Projekt – auch wenn alle es gut und wichtig finden – liegen. Ein halb betoniertes Fundament verwittert im Regen, ein unterbrochener Innenausbau wartet auf den nächsten Einsatz der Arbeiter, die leider gerade anderswo sind. Beispiele dafür gibt es in den Kooperativen einige.

Albert ergreift das Wort. Er informiert die Anwesenden kurz auf Französisch, dass Simon und ich die nächsten Tage zwecks Recherche in der Kooperative sind. Wir sollen uns gleich selbst vorstellen. Das hatte er uns bereits bei der Ankunft angekündigt, und seither habe ich mir wieder und wieder nervös die Worte zurechtgelegt; mich der Menge vorzustellen, behagt mir nicht. Wie ich aber einmal dabei bin, geht es schnell. Ich bedanke mich für die freundliche Aufnahme und sage ein paar Worte über Simon und mich und was wir hier wollen. Albert, der merkt, dass ich mich unsicher fühle, ergreift wieder das Wort. Ich bin ihm dankbar, dass er uns so elegant durch die Vollversammlung lotst. Die Vorstellungsrunde ist vorbei, Fragen werden keine gestellt. Um halb elf ist die Versammlung zu Ende. Einige stehen auf und gehen, andere bleiben in geselliger Runde sitzen. Ein wöchentliches Ritual.

Simon und ich bekommen aus einer mit Blumen verzierten Teekanne einen Lindenblütentee serviert. Albert beginnt zu erzählen. Als Basler Pfarrerssohn war er zunächst in der Hydra aktiv und später einer der 25 Longo-maï-Gründer. Sein ganzes Erwachsenenleben hat er in der Kooperative verbracht und zahlreiche Funktionen ausgeübt. Er ist Schäfer, arbeitet aber auch auf dem Bau und ist politisch sehr aktiv. Zurzeit setzt er









Links: Vollversammlung in Grange Neuve in der Provence
Oben: Gemeinsame Küche in Grange Neuve
Unten: Plakat des Spartakus, einer Gründerorganisation von Longo mai, 1971



Links: Unkraut hacken im Zwiebelfeld
Oben: Getreideanbau in Grange Neuve
Unten: Anzucht von Gemüse im Frühling



sich insbesondere für die nordafrikanischen Arbeitsmigranten ein, die auf den Früchteplantagen in Südspanien als Sans-Papiers erbärmlich behandelt und wie Sklaven ausgenutzt werden. Außerdem ist er Präsident des Europäischen Landfonds, einer gemeinnützigen Stiftung schweizerischen Rechts von Longo maï. »Diese Stiftung haben wir eingeführt, um uns so gut wie möglich abzusichern. Da die Stiftung schweizerischem Recht unterliegt, können wir uns besser wehren, falls uns die französischen Behörden mit Steuerforderungen überraschen, die das Weiterbestehen von Longo maï gefährden könnten.«

Das ganze Land und die Gebäude sind Eigentum der Stiftung. »Außer unseren privaten Habseligkeiten haben wir keinen Besitz. Das Land gehört nicht einem Oberhaupt, sondern uns allen. Es ist unverkäuflich, unteilbar und damit dauerhaft der Spekulation entzogen.« Niemand – weder ehemalige Mitglieder von Longo maï noch deren Nachkommen – kann jemals einen Teil daraus für sich herauslösen und weiterverkaufen. »Meine Kinder werden von mir also nichts erben«, sagt Albert beinahe stolz und kostet mein Erstaunen aus, »außer vielleicht ein paar persönliche Aufzeichnungen. Der ganze Besitz geht an die Stiftung und damit an die kommenden Generationen in der Kooperative.«

Bei Longo maï wird auch kein Lohn für die geleistete Arbeit ausbezahlt. Für die Güter des täglichen Bedarfs erhalten alle ein kleines Taschengeld, über das sie frei verfügen können. Dass jemand ein eigenes Konto besitzt, war ursprünglich nicht vorgesehen, alles sollte über die Gemeinschaftskasse laufen. Da jedoch für immer mehr Internetbuchungen eine Kreditkarte angegeben werden muss, wurde diese Regel in der letzten Zeit etwas aufgeweicht. De facto besteht heute ein eingependeltes Nebeneinander von Privatkonten und Kollektivkasse, oberstes

Prinzip bleibt jedoch vollkommene Transparenz. Nach wie vor gilt der Grundsatz, dass aus der gemeinsamen Tätigkeit für das Allgemeinwohl keine individuellen Ansprüche erwachsen sollen. Niemand hat beispielsweise das Recht, beim Verlassen von Longo maï sich einen Anteil des von ihm erwirtschafteten Gewinns auszahlen zu lassen. Alles fällt der Gemeinschaft zu.

Im Alltag von Longo maï bilden handschriftliche Budgets, die jeweils monatlich aufgestellt werden, eine wichtige Planungsgrundlage. Auf ihnen sind die verschiedenen Geldbedürfnisse der Personen verzeichnet, ob dies nun Güter des täglichen Bedarfs, Reisen oder voraussichtliche Arzt- und Zahnarztrechnungen sind. Gemeinschaftlich genutzte Autos werden mit auf Longo maï lautenden Cheques betankt. Eine Person, ob Mitglied oder Gast, kostet die Kooperative pro Monat etwa 500 Euro. In diesem Betrag sind alle Kosten – vom Wohnen über das Essen und das Taschengeld – zusammengerechnet. Es lebt sich also erstaunlich billig bei Longo maï.

Albert macht einen entschlossenen und wachsamten Eindruck. Auch eine gewisse Härte spricht aus seinen Zügen; er ist jemand, mit dem man sich nur ungern streiten möchte. Mit seinem selbstbestimmten Leben ist er zufrieden; eine konventionelle Arbeitsstelle zu haben, kann er sich nicht vorstellen.

Hat er die ständigen Vollversammlungen und das Gruppenleben nicht manchmal satt? »Klar muss man sich abgrenzen«, sagt er, »aber ganz so hektisch wie in früheren Jahren ist es nicht mehr.« Haben sich die Vollversammlungen verändert? Wurden die Leute früher konfrontativer angesprochen? Albert wird einsilbig und unbestimmt: »Etwas ändert sich immer.« Gibt es eine Prüfung für Neuankömmlinge? »Nein! So was kennen wir nicht!«, sagt er entschieden und erklärt: »Die meisten haben Longo maï über einen Bekannten kennengelernt. Sie

kommen zu einem Arbeitseinsatz und bleiben erst für ein paar Wochen. Wenn es ihnen gefällt, gehen sie für einige Wochen oder Monate in andere Kooperativen. Bei diesem gemeinsamen Leben auf engem Raum, 24 Stunden am Tag, stellt es sich wie von selbst heraus, ob eine Person zu Longo maï passt. Wenn ja, wird sie immer stärker ins Gruppenleben miteinbezogen, kann mitreden, mitbestimmen und in Einzelbereichen mehr Verantwortung übernehmen. Die Erfahrung hat gezeigt: Entweder passt die Person sich der Gruppe an oder sie wird über kurze Zeit von selbst gehen. Nur in ganz seltenen Fällen hat die Gruppe jemanden ausschließen müssen.«

*

1980, zur Zeit der Pressekampagne gegen Longo maï, berichtete das Nachrichtenmagazin *Der Spiegel*: »Schon in den ersten Tagen auf dem Hof in Forcalquier wird der Neuling in einer abendlichen ›Vollversammlung‹ regelrecht ›fertiggemacht‹, seine Vergangenheit systematisch zerstört. Nichts ist gut am Neuankömmling, jedes Wort wird mit Hohn begrüßt.« In anderen Zeitungen sprach man von »Psychoterror« und »Feuertaufe«, dass man bei den Neuaufnahmen systematisch »fertiggemacht« werde. Der Bericht zweier Frauen, im Dezember 1979 in der Schweizer Tageszeitung *Volksrecht* veröffentlicht, stieß ins gleiche Horn. Drei Tage waren sie bei Longo maï, und es hatte schon schlecht angefangen: »Vor dem Eintritt in den Ess- und Versammlungsraum werden wir von einer Schäferhundmeute beknurrt und beschnuppert.« Beim anschließenden Essen, das ewig gedauert habe, seien die niederen Chargen unten gesessen, während die Führungsschicht oben auf der Empore bedient worden sei. Und der Alkohol sei so reichlich geflossen, dass am Ende alle sturzbetrunkene gewesen seien. Dann endlich, nachts

um halb zwei, nach endlosem Absingen von Liedern, habe die Vollversammlung begonnen. Damit sei es an der Zeit gewesen, »die ›Neuen‹ auseinanderzunehmen. Ein junger Mann aus Paris kommt als erster dran. Er muss sich – obwohl er sehr objektiv und überzeugend argumentiert – sagen lassen, dass er letztlich nichts als ein dreckiges Schwein sei, weil er so einfach aus Neugier nach Longo maï komme. Nach einer weiteren Stunde ist der Mann so fertig, dass er wütend aufsteht und den Raum verlässt. Am anderen Tag ist er weg.« Der *Volksrecht*-Artikel erschien anonym.

Alle, die ich frage, erklären mir, dass das Aufnahmeverfahren früher strenger war, ja teilweise sogar inquisitorische Züge annehmen konnte. Aber es sei nicht mehr wie damals, als ... und häufig folgt dann die Geschichte, wie es war, als sie selbst aufgenommen wurden. Viele haben ihr Aufnahme-ritual wie eine schwierige Prüfung erlebt, deren Bestehen man anschließend feiert; niemand hat es als verstörend oder gar traumatisch empfunden. Wer das anders sah, ist kaum geblieben.

1974 beschreibt eine Frau die Vollversammlungen als die wichtigste Hilfe: *Da hagelt es Ideen, stürmen Kritiken. Da wird einem der Kopf herausgerissen aus seinem Sektor. Da gibt man seine Erfahrung weiter und lernt von den anderen. Und vor allem, man hat immer die ganze Arbeit vor Augen, sagt seine Meinung zum Ackerbau, den Anschaffungen, wie das neue Haus gebaut werden soll, zu den Neuen, die gekommen sind, dass das Mittagessen saumäßig schlecht war. Da ist man eben nicht allein.*

In einer Kooperative, in der sich alle für das Gemeinschaftliche zuständig fühlen und nicht bereits von vorneherein abgesteckte Bezirke existieren, sind Diskussionen unumgänglich. Alle nehmen Anteil; ohne geregelte hierarchische Abläufe ist

die Entscheidungsfindung komplizierter. Fast alle langjährigen Mitglieder erlebten einmal harte Opposition und direkte Angriffe. Aber gemäß übereinstimmenden Aussagen ist eine heftige Diskussion häufig besser für die Gruppenhygiene als untergründige Missstimmungen, die sich über Monate hinziehen, aufstauen und nie zur Explosion kommen.

Für die Besucher war die Direktheit im Umgang sicher manchmal hart und schwer verdaulich. Es benötigte einigen Mut, in der Vollversammlung seine Meinung zu sagen. Wer Kritik äußerte, dem konnte es passieren, dass er hart angegangen wurde: »Aus welcher Position kritisierst du uns überhaupt? Was ist deine Legitimation? Du musst nicht deinen Dreck bei uns abladen kommen als Entschuldigung dafür, dass du es nicht schaffst, dein Leben zu ändern. Komm vom hohen Ross herunter, deine bourgeoisen Ansichten braucht hier niemand.« So in die Enge getrieben, geriet manch einer in argumentativen Notstand.

Die Kooperative Longo mai ist allerdings auch mehr als nur ein Arbeitsplatz mit vierzig Wochenstunden und fünf Wochen Ferien pro Jahr. Sie ist auch mehr als eine Familie, mehr als ein Hobby-Freundeskreis und mehr als ein politisches Projekt. Sie ist alles in einem, und da wird verständlich, dass diejenigen, die dort wohnen, wissen wollen, wer zu ihnen stößt.

*

Fünf Kooperativen in Frankreich, das Büro in Basel, eine Kooperative im Schweizer Jura, eine in Deutschland, eine in Österreich, eine in der Ukraine und eine in Costa Rica. Alle diese Kooperativen funktionieren als Einheiten mit einer eigenen Ökonomie und eigenen politischen Aktivitäten. Alle stehen miteinander in engem Austausch und sprechen sich in regel-

mäßigen interkooperativen Treffen über die anstehenden strategischen Entscheidungen ab und wer wann was von wem benötigt. Für diese länderübergreifende Organisation gibt es aber kein Organigramm, kein Reglement, keinen Vorstand, keinen Generalsekretär und keinen Kassier. Es gibt nie Wahlen, nie Vorlagen und es wird nie über so etwas wie Statuten abgestimmt. Alles läuft in einer permanenten direkten Demokratie informell über die Vollversammlungen. Der französische Schriftsteller Luc Willette, der 1993 ein Buch über Longo mai veröffentlichte, hat angesichts dieser Tatsache festgestellt, dass es ein Wunder sei, dass Longo mai überhaupt funktioniere.

Das ist umso erstaunlicher, da gerade die Linke sich immer durch eine besondere Affinität zur Organisation hervorgetan hat. Die Parteien und Gruppen links der Sozialdemokratie – ob kommunistisch, marxistisch, trotzkistisch, maoistisch – waren ständig von Spaltungen bedroht: Gegner einer Mehrheitsmeinung formierten sich in neuen Gruppierungen, und jede neue Gruppierung brachte wieder eine neue hervor. Die Organisationsfrage war entscheidend, die Hierarchie und die Bürokratie; eine Unmenge Papier wurde bedruckt, das sich inzwischen in den Archiven stapelt: Flugblätter, Plakate, Programme, Manifeste und Gegenmanifeste, Protokolle und Protestschriften.

Auch bei Longo mai wurde Papier bedruckt, für eine Organisation dieser Größe und dieses Alters ist der Ausstoß aber relativ überschaubar. Natürlich gibt es Publikationen, in denen über die Fortschritte in den Kooperativen und die politischen Aktionen berichtet wird. Den Alltag regeln Küchenpläne, Pläne für die Autonutzung, Gruppenabrechnungen und Telefonjournale, in denen die unterschiedlichsten Handschriften wild nebeneinander wogen. Viele dieser Papiere werden, wenn sie ihren Zweck erfüllt haben, weggeworfen. Zur internen Organi-

sation findet sich nur wenig Schriftliches. So fehlen beispielsweise Versammlungsprotokolle, die Aufschluss über Diskussionen und Entscheidungen geben könnten. Aus Sicht eines Historikers ist dies bedauerlich.

Da innerhalb von Longo maï eine ausgesprochene Wortkultur herrscht, ist eine ideologische Linie nicht detailreich festgehalten. Für die Mitglieder gibt es damit auch weniger Gründe, sich in die Haare zu geraten. Das gesprochene Wort ist dehnbarer, kann ein zweites Mal neu und anders erklärt werden, während Gedrucktes oder Handgeschriebenes für alle Zeit festlegt. In anderen Organisationen fühlen sich unterlegene Gruppen eher verpflichtet, die Konsequenzen zu ziehen und zu gehen, bei Longo maï geht man sich einfach aus dem Weg und verfolgt die eigenen Projekte weiter. Um Longo maï ideologisch zu verstehen, dürfe man sich, so Luc Willette, nicht auf die aus dem Marx'schen Gedankengut entstandenen kommunistischen Parteien beschränken. Wichtige Einflüsse seien die Ideen des utopischen Sozialismus aus dem frühen 19. Jahrhundert gewesen, der Fourierismus, Blanquismus, Owenismus und die Strömungen des Anarchismus und spanischen Anarcho-Syndikalismus.

Frühsozialisten wie Charles Fourier, Robert Owen und Louis-Auguste Blanqui setzten auf die Abschaffung des Privateigentums und auf die Vergemeinschaftung von Produktionsmitteln. Damit wollten sie die Ungleichheit in der Gesellschaft dauerhaft überwinden. Mit ihren häufig literarisch ausformulierten Utopien standen sie im Gegensatz zum »wissenschaftlichen« Sozialismus Marx'scher Prägung, dessen Ansatz auf den ökonomischen Verhältnissen basierte.

*

Nachts um halb zwölf hat sich der Versammlungsraum in Grange Neuve fast geleert. Wir schauen noch kurz in den Fernsehraum, wo ein paar Jüngere einen Film ansehen. Albert mag keine seichte Fernsehunterhaltung. Er liest abends lieber ein Buch oder besucht eine der regelmäßig stattfindenden Filmvorführungen des Filmclubs der Kooperative. Jetzt bietet er an, uns ins Longo-maï-Feriendorf Les Magnans zu begleiten, wo wir während unseres Aufenthalts unterkommen können. Es liegt auf der anderen Seite von Forcalquier, und wir folgen ihm im Auto durch die Nacht. Dann weist er uns eine hübsche zweistöckige Wohnung zu: unten Küche und Wohnraum, oben die Schlafzimmern, die wir sofort beziehen. Am nächsten Morgen schauen wir uns um. Wir wohnen in einem kleinen Weiler mit ein paar schön hergerichteten Provence-Steinhäusern. Davor frühstücken Feriengäste in der Sonne. In diesen hübschen Ferienwohnungen werden wir später noch öfter übernachten, und erst dann fällt uns auf, wie luxuriös sie sind: Niemand bei Longo maï hat eine Dusche und schon gar nicht ein Bad und eine Küche für sich allein.

Von Longo maï bekommt man hier nur wenig mit, es liegen einige Informationsprospekte aus, und die Ferienwohnungen werden von Kooperativmitgliedern gereinigt. Les Magnans ist eine Feriensiedlung mit alten provenzalischen Steinhäusern, die eng aneinanderstehen. Eidechsen sonnen sich auf den Mauern, die Rasenflächen vor den Häusern bieten Platz für große Feste wie beispielsweise Hochzeiten. Als Feriensiedlung bietet Les Magnans Platz für Einzelreisende, Familien und Gruppen. Hier finden noch immer Treffen und Seminare mit zahlreichen Teilnehmern zu den unterschiedlichsten Themen statt, etwa Stimmschulungen oder Theaterworkshops, die häufig nur am Rande etwas mit Longo maï zu tun haben.

Als die Kooperative 1978 das verfallene Dorf mit den zwölf Häusern kaufte, träumte man von einem alternativen Ferienzentrum. Die Aktivisten hatten große Pläne, sie wollten einen forumartigen Platz für Versammlungen und Spiele anlegen, den Schafstall in eine Werkstatt umbauen und die Häuser sanieren. Die Idee dahinter: *Diese Form von »Ferien im Dorf« versteht sich als Alternative zum »industriellen Tourismus«, der nur die Demoralisierung der Bergbevölkerung sowie die Verödung ganzer Regionen beschleunigt. Die »Ferien im Dorf« können bei jungen Städtern, welche der üblichen Identifikationsmodelle (vom Fußballstar bis zum Kosmonauten) überdrüssig sind, das Interesse für eine Rückkehr auf das Land wachrufen, denn das Leben im Feriendorf spielt sich rund um die Aktivitäten unserer Kooperative ab.*

Bis heute bietet die Feriensiedlung Longo maï die Möglichkeit, kurzfristig viele Menschen aufzunehmen. Dies war etwa bei den rund zehn Kongressen des Comité Européen pour la Défense des Réfugiés et Immigrés (CEDRI) der Fall, die ab 1983 stattfanden. Dieses Komitee zur Verteidigung von Flüchtlingen und Immigranten war aus der Arbeitsgemeinschaft für Türkeiflüchtlinge hervorgegangen. Das CEDRI arbeitete damals mit zahlreichen Asylinitiativen in Europa zusammen, es bot den Flüchtlingen Rechtsberatung an, half, wenn Abschiebung drohte. Die Kooperativen von Longo maï nahmen seit ihrer Gründung selbst immer wieder Flüchtlinge auf und bildeten sie im landwirtschaftlichen und handwerklichen Sektor aus.

Die CEDRI-Kongresse waren die Jahreshöhepunkte bei Longo maï. Sie wurden während der Sommerferien abgehalten, und es mussten immer zwischen 200 und 400 Teilnehmer untergebracht und bewirtet werden. Das verlangte viel Einsatz;

rund hundert Mitglieder der Kooperative waren an der Organisation beteiligt. Die Kongresse fanden in großen Zirkuszelten statt, am Anfang im benachbarten Limans, später auf einem Hügel oberhalb von Grange Neuve. Sie dienten der europaweiten Vernetzung von Menschenrechtsaktivisten, die in der Flüchtlingsarbeit tätig waren. Während der Kongresse erschien täglich eine Zeitung in französischer, deutscher und oft auch englischer Sprache. Der österreichische Bundeskanzler Bruno Kreisky gehörte ebenso zu den Gästen wie Oppositionspolitiker aus Asien, Afrika und Lateinamerika. Der Flüchtlingspfarrer Cornelius Koch aus Basel setzte sich damals zusammen mit anderen dafür ein, dass das Kirchenasyl wieder als politisches Mittel eingesetzt wurde.

»Es war eine intensive Zeit«, erinnert sich Longo-maï-Mitbegründer Hannes, der heute in Basel lebt. »Schon die Vorarbeit war sehr streng. In den Tagen, in denen der Kongress stattfand, haben wir kaum geschlafen. Doch es hat sich gelohnt: Durch den Erfahrungsaustausch von der Basis her und die Vernetzung konnten wir der entstehenden Asylbewegung in Europa einige wichtige Impulse geben.«



Engagierte Jugend

Auf der anderen Talseite ist das weißgraue Dorf Limans zu erkennen. Uralte Steinhäuser, wie gemalt. Die Luft ist so klar, wie sie es nur an einem Spätherbsttag sein kann, wenn die bereits erahnbare Kälte des Winters noch von der Sonne in Schach gehalten wird. Der Hang liegt noch im Schatten, der von der Sonne beschienene Bergkamm aber leuchtet bereits in satten Grün- und Ockertönen. Eine Reihe Pappeln wiegt sich im Wind. Wolken ziehen über die Landschaft, vereinigen sich, trennen sich wieder und verleihen der Landschaft eine beinahe kitschige Postkartenschönheit.

Eine Natur wie aus dem Bilderbuch, ein überwältigendes Gefühl durchströmt mich: Wie prächtig ist diese Landschaft. Beim Anblick des Tals im herbstlichen Morgenlicht verstehe ich unwillkürlich alle, die sich hier niederlassen und nie mehr weggehen wollen. Sie müssen nicht in einem schlecht belüfteten

Büro mit Sicht auf ein anderes Bürogebäude unnütze Telefongespräche führen oder E-Mails schreiben und die Freude auf den Feierabend verlegen. Sie müssen sich nicht mit Texten abquälen und Dossiers verfassen, die von Kommissionsmitgliedern stirnrunzelnd gelesen werden.

Echt sind sie, die Empfindungen, als ich von einem Aussichtspunkt vom Longo-maï-Gelände in Grange Neuve über das Tal blicke. Ich fühle mich glücklich, angekommen. An einem solch herrlichen Tag in der Provence drängt sich Naturpoesie geradezu auf. 1937 hatte der provenzalische Dichter Jean Giono in seinem Buch *Vom wahren Reichtum* sich in die Natur Elemente der Provence hineinversetzt: »Ich bin ein Gemisch von Bäumen, Tieren und Urstoffen, und die Bäume, die Tiere, die Urstoffe, die mich umgeben, bestehen ebenso aus mir wie aus sich selbst. Alles trägt mich, alles hilft mir, alles reißt mich fort; die Frühlingsblumen durchdringen mich mit langen weißen Wurzelfasern, voll süßer Säfte, die Düfte haben für mich eine köstliche feste Form; Gewitter, Sturm und Regen, die Himmel, an denen leuchtende Wolken jagen, ich erlebe sie nicht mehr wie ein Mensch, ich selbst bin das Gewitter, der Sturm, der Regen, der Himmel, und ich genieße die Welt mit ihrer ungeheuren Sinnlichkeit.«

Einige Passagen kommen einem heute arg schwärmerisch vor, etwa wenn er das beschauliche Provence-Leben der hektischen Stadt Paris gegenüberstellt, mit all den vielen Omnibussen und Metrostationen, aus denen Leute hinein- und herausströmen. Ihn zog es in den Dreißigerjahren in den mythischen Landstrich zwischen dem Mont Ventoux und der Montagne de Lure, auf die kargen Hochebenen und in die wild wuchernden Eichenwälder. Auf der Hochebene von Contadour, in der Gegend der Kooperative Grange Neuve, scharte der naturverbundene

Schriftsteller in den Sommermonaten seine jungen Anhänger um sich. Hier sangen, tanzten, spazierten und diskutierten sie und gaben die pazifistische Zeitschrift *Marianne* heraus. Die Seelenlage war schwärmerisch, dem Höheren zugewandt, die jungen Menschen verehrten den Radikalpazifisten als väterlichen Meister. Gemeinsam lasen sie seine Romane, etwa »Le grand troupeau«, eine wütende Anklage gegen den Krieg, oder »Der Mann mit den Bäumen«, eine poetische Erzählung, in der ein Schäfer ein verödetes Stück Erde mit Eichen wiederbelebt. Abends saßen sie vor dem Haus und tranken den kräftigen Rotwein der Region. Das war ihr Arkadien, bevor der Zweite Weltkrieg dieser Idylle ein Ende bereitete. Für Longo maï war die Gemeinschaft um Jean Giono eine wichtige Inspirationsquelle, auch wenn die Realität meist weniger idyllisch war.

*

Pause beim Pferdestall. Den fünf jungen Gärtnerinnen und Gärtnern steht der Schweiß auf der Stirn, die Arbeit im Gemüsegarten oberhalb von Grange Neuve war streng. Zwei Hektar Garten wollen gepflegt sein. Bohnen, Tomaten und Gurken ernten, Himbeeren pflücken, dazu jäten mit Hacke und von Hand. Sie packen ihre Wurstbrote aus und beginnen mit Appetit zu essen. Jeder sitzt, wo sich etwas zu sitzen findet: auf einer Bank, einem wackeligen Stuhl, einem Holzstoß. Die Sonne scheint uns warm ins Gesicht. Gegen den Durst gibt es Wasser und Tee aus der Thermoskanne. Am Schluss bekommen wir alle noch ein Stück selbstgebackenen Rosinen-Quarkkuchen. Dabei haben Simon und ich nur eine halbe Stunde mitgeholfen. Im Stall hinter uns schnauben und kauen die Pferde.

Jérôme, der Nachbar zu meiner Linken, ist schätzungsweise zwanzig Jahre alt und hat diesen Sommer Abitur gemacht.

Mit seinen Trekkingschuhen will er ein Jahr lang durch Frankreich wandern. Diese Auszeit sei für ihn »nach dem ewigen Bücherwälzen« sehr wichtig. Was er danach machen will? »Ich weiß noch nicht, auf jeden Fall etwas Praktisches. Forstwirtschaft könnte ich mir vorstellen.« Nach Grange Neuve ist er gekommen, weil der Gutshof in einem Führer für Alternativtouristen steht. Geld hat er keines, weshalb die Wanderung nicht viel kosten darf. »Wenn ich den Bauern bei der Arbeit helfe, kann ich mir zumindest das Essen und die Unterkunft verdienen.« Länger bleiben will er hier nicht, »in ein paar Tagen zieh ich weiter«.

Solchen Wandernden begegnet man bei Longo maï immer wieder. Es existiert ein Netzwerk von Eingeweihten, hauptsächlich jüngeren Alters, die sich in einer Art Parallelgesellschaft bewegen. Sie übernachten in einem besetzten Haus in Berlin oder Paris, trampen von einem Ort zum anderen, arbeiten da und dort und kommen manchmal über Jahre fast ohne Geld aus. Überall findet sich jemand, bei dem man gratis unterkommt und gepflegt wird. So ein Leben bedeutet Verzicht auf materielle Dinge, aber große individuelle Freiheit. Zu meiner Rechten sitzen Remo und Julia; sie sind kein Paar, trotzdem nenne ich sie heimlich Romeo und Julia. Die beiden etwa Zwanzigjährigen sind vor zwei Jahren nach Frankreich zu Longo maï gekommen. Sie wollen hierbleiben.

Julia mit den langen Rastazöpfen blinzelt in die Sonne und nimmt einen Schluck Tee. Sie hat eine gesunde Gesichtsfarbe, einen kräftigen Körperbau und zupackende Hände. Ihre Stimme ist fest, das Lachen schallend. Eigentlich wollte Julia, die aus Neubrandenburg stammt, Philosophie studieren, doch dann ist sie 2008 zu Longo maï gegangen. »Auf einmal ist mir die Welt der Bücher fremd geworden«, sagt sie, »ich mochte mich nicht

mehr mit abstrakten Sachverhalten beschäftigen, sondern suchte eine Tätigkeit, bei der Körper und Geist zu ihrem Recht kommen.« Julia nimmt einen Zug aus ihrer selbstgedrehten Zigarette und wendet ihr Gesicht wieder der Sonne zu. Ich blicke zu einem Schuppen, vor dem ein alter Traktor steht und sich Bretter stapeln. Aus der Ferne höre ich das Rattern einer Zementmischmaschine.

Julia scheint in der Landwirtschaft ihre Bestimmung gefunden zu haben. Sie kümmert sich um den Garten, die Pferde und die Schafe und genießt die Zeit in der Natur. Wenn man sieht, wie liebevoll und gekonnt sie mit den Pferden umgeht, denkt man, dass sie das von Kindesbeinen an getan habe. Auch das Leben in der Gruppe ist für sie das Richtige. Hier fühlt sie sich aufgehoben und anerkannt in dem, was sie macht. Eine Erwerbsarbeit im herkömmlichen Sinn kann sie sich nicht vorstellen: »Ich habe erst einmal in meinem Leben für Geld gearbeitet. Das möchte ich nie wieder tun.«

Während Julia spricht, hält sich Remo, ein ruhiger und ernster Typ, zurück. Als er zu erzählen beginnt, spürt man, dass er vom eingeschlagenen Weg fest überzeugt ist. Bis vor einem Jahr hat er in Winterthur Journalistik studiert, dann ist auch er zu Longo maï gegangen, wo er sich seither um die Schafe kümmert. Die Eltern waren nicht begeistert, dass er das Studium nur ein Jahr vor dem Abschluss abgebrochen hat. Sie befürchteten, dass er sich später ohne abgeschlossene Ausbildung Möglichkeiten verbaue. Doch sie akzeptierten seine Entscheidung und waren auch schon zu Besuch hier. Remo lädt Simon und mich auf sein Zimmer ein; er wohnt direkt über dem Pferdestall. Wir gehen durch einen Raum mit Zaumzeug, alten Werkzeugen und Maschinenteilen und gelangen über eine steile Stiege in ein dunkles Zimmer. Hier hat Remo sich

eingerrichtet. Auf dem Dielenboden liegt eine Matratze, ein Brett auf Schemeln dient als Tischplatte, ein paar Kleider hängen über einem Stuhl. In einem Regal aus groben Holzplatten stehen einige deutsche und französische Bücher. Von unten ist das Scharren und Schnauben der Pferde zu hören. Der Wind pfeift durch das Fenster und die Ritzen der Holzwand. Im Winter wird es ohne Heizung selten über 14 Grad warm. In mir steigen Künstlerassoziationen auf. In solch bescheidenen Dachkammern haben junge unbekannte Maler und Komponisten unsterbliche Werke geschaffen. Remo ist jedoch einfach gern nahe bei den Pferden und froh, dass er sein Zimmer mit niemandem teilen muss.

In Gedanken kann ich junge Menschen wie Jérôme, Remo und Julia unschwer in die Gemeinschaft von Jean Giono auf die Hochebene von Contadour versetzen. Sie lassen sich begeistern – das Leben in der Kooperative ist für sie neu und bereichernd und vor allem anders als das, was sie sonst kennen. Mit viel Enthusiasmus und Elan haben sie sich in ihre neuen Tätigkeitsgebiete eingearbeitet, dabei allerdings auch gewisse romantische Vorstellungen über das Landleben verloren. So musste Remo im ersten Frühling auf Grange Neuve miterleben, wie viele junge Lämmer eingingen. Einmal war er sogar gezwungen, ein krankes Schaf von Hand zu schlachten, was ihm da noch Probleme bereitete. Remo und Julia führen uns über das 300 Hektar große Gelände der Kooperative in einem viertelstündigen Fußmarsch hinunter zum zweiten Gutshof Le Pigeonnier, dessen Taubenschlag-Turm schon von Weitem zu sehen ist. Wir kommen durch einen Gemüsegarten, in dem gejätet wird, und passieren einen Stall, in dem dunkle Schweine mit Hängeohren wohligh im Dreck liegen. Vor ein paar Jahren waren hier Wildschweine eingebrochen und hatten die Haus-

schwein-Weibchen gedeckt. Deshalb sind die Tiere mit den winzigen Augen so dunkel, so massig und so behaart.

Wir besichtigen den Gemeinschaftsraum des Guts, in dem jeder für sich frühstückt, da der morgendliche Rhythmus zu unterschiedlich ist, als dass man sich auf eine gemeinsame Frühstückszeit hätte einigen können. Auf dem Küchenregal stehen Müesli, Brot, Konfitüre und Nutella. Die Kratzer und Schrammen der Tischplatte zeugen von einer lebhaften Vergangenheit. Schade, dass sie nicht sprechen können. In die Wohnräume im oberen Stock dürfen wir nicht. Das ist Privatsphäre. Man erzählt uns aber, dass sie nicht abgeschlossen seien, und wenn jemand verreise, werde – selbstverständlich nur mit Erlaubnis des Zimmerbewohners – ein Besucher darin untergebracht. Kein Zimmer steht hier über Wochen leer; dazu ist der Wohnraum zu knapp, alle Betten in den Häusern und den über das Gelände verstreuten Wohnwagen werden bestmöglich genutzt.

In einem Nebengebäude des Guts befindet sich, klinisch weiß gekachelt, die Metzgerei. Geschlachtet wird hier nur noch in Ausnahmefällen. Meist werden die Schweine, Schafe und Ziegen dazu ins vierzig Kilometer entfernte Sisteron gebracht. Hier auf dem Gut wird das Fleisch lediglich portioniert und abgepackt für den Marktverkauf; der Produzent liefert unter Ausschaltung des Zwischenhandels direkt an den Endverbraucher, das war Longo maï von Anfang an wichtig.

Mästen, schlachten, Fleisch portionieren und verkaufen. Auch wenn wie bei Longo maï auf eine artgerechte Tierhaltung geachtet wird, Landwirtschaft ist Produktion, Produktion bei engen Margen und harten Bedingungen. Für Sentimentalität ist wenig Raum: Es gibt nur wenige Vegetarier in der Kooperative, immerhin aber sind es so viele, dass mittags und abends fleischlose Menus eingeführt wurden.

Longo maï übte von Anfang an auf Jugendliche eine große Anziehungskraft aus. Es kamen Tausende Freiwillige zu Arbeitsinsätzen. Besonders in den Sommerferien glich Grange Neuve einem riesigen Jugendlager. Mitbringen mussten sie *Arbeitskleidung, gute Schuhe, Zelt und Schlafsack*. Zahllose begeisterte Berichte und Briefe finden sich im Longo-maï-Archiv. Zwar klagte man darin über die anstrengende Arbeit, über Kreuzschmerzen oder brennende Arme nach dem Roden der Brennesselfelder. Doch am Ende fühlte man sich angesichts der Ergebnisse für die Mühen entschädigt. Geschont wurden die Jugendlichen nicht, im Gegenteil: *Wir schlagen ihnen erst einmal das Roden vor: Der Wald ist der beste Ort, um erst einmal alle kleinen Ticks der Stadt loszuwerden. Da entwickeln sich die Muskeln, aber auch der Kopf*, hieß es 1974 in den Longo-maï-Nachrichten. Die körperliche Arbeit sei ein probates Abhärtungsmittel für die Stadtjugend und gut, um *die nervliche und körperliche Widerstandskraft der Neuankömmlinge zu testen*. Härte war eine Voraussetzung für das Bestehen im politischen Kampf. Das Credo lautete: *In Longo maï gewinnt man keine Diplome, dafür feste Freunde und die notwendigen Kenntnisse, die es braucht, um in aller Ruhe selbst den härtesten Zeiten entgegenzugehen*.

Ein ehemaliger Freiwilliger, mit dem ich gesprochen habe, war 1976 als Zwanzigjähriger mit Longo maï in Kontakt gekommen. Nach dem Abitur hatte er sich für einen Aufenthalt in Grange Neuve angemeldet. Als er am Treffpunkt in Basel eintraf, stand dort nicht wie erwartet ein Bus, sondern ein klappriger Lastwagen. Mit zwei oder drei anderen Freiwilligen quetschte er sich damals auf die Vorderbank, und los ging's Richtung Provence auf das Gut Le Pigeonnier. Nachts schlief er

in einem großen Schlafsaal, tagsüber arbeitete er auf dem Feld. Er erinnert sich noch gut an die Atmosphäre, die dort herrschte: Als Pioniere müsst ihr hart sein, müsst bei Hitze und Regen arbeiten und allen widrigen Bedingungen trotzen. Er merkte schnell, dass das nichts für ihn war. »Ich war schon damals nicht der asketische Typ, der körperliche Entbehrungen sucht.«

Besonderen Eindruck hinterließen bei ihm die Vollversammlungen. »Da saßen über hundert Leute zusammen, und es ging ziemlich autoritär zu. Rémi saß da wie ein Halbgott. Für jemanden wie mich, der nicht fließend Französisch sprach, war es schwierig, sich einzubringen. So ist es auch vielen anderen ergangen.« Fasziniert war er dagegen von den politischen Themen, die Longo maï beschäftigten: die Besiedlung der entvölkerten Randgebiete, die Nord-Süd-Problematik und später auch die ökologischen Ansätze. Er hat die Aktivitäten der Kooperative noch lange verfolgt, sie dann aber irgendwann aus den Augen verloren.

Viele nutzten Longo maï damals als Horizonsweiterung, als Etappe auf einer linken Grand Tour, die auch nach Nicaragua oder Chile führen konnte. Dauerhaft blieben nur wenige. Im Sommer 1979 bilanzierte Rémi an einem Kongress des CED-RI: *Diese Jugendlichen sind in der Mehrzahl Schüler auf Ferien – 10 000 sind in den letzten sechs Jahren vorbeigekommen, ungefähr hundert sind geblieben. Dieses schwache Verhältnis erklärt sich durch die wohlbehütete Umgebung, in der sie ihre Eltern halten wollten, nachdem sie selbst die harten Erfahrungen des Krieges mitgemacht haben. Das war zu viel und es scheint, dass dadurch eine Generation entstanden ist, die wenig um Abenteuer und kollektiv beschlossene Risiken bekümmert ist. Eine Generation flirtete mit dem Ausstieg, entschied sich jedoch letztlich mehrheitlich dagegen. Entbehrungen, Aben-*

teuer und ein radikaler Neuanfang – für viele war das eine verlockende Idee, die Realität war dagegen härter, als sie geglaubt hatten.

Es blieben aber auch welche. Martina zum Beispiel, die Frau von Albert, kam 1974 mit einer Kollegin zu Longo mäi. Anfänglich waren sie wenig vertraut mit der ländlichen Lebensweise: *An einem lauen Augustabend waren die bei uns angekommen, elegant gekleidet, einen raffinierten Hauch von Schminke im Gesicht, direkt aus der »bonne société« von Zug, sehr »demoiselles chics« auf Besuch bei den Wilden.* Der Berichterstatter amüsierte sich über die Anpassungsschwierigkeiten der beiden jungen Frauen. Doch die Integration gelang, trotz der harten Arbeit beim Brunnengraben, bei dem die besten Pionierinnen von Kopf bis Fuß geschminkt sind, mit schwärzlichem Schlamm diesmal, in dem sie bis zu den Knien steckten, verdutzt, entzückt, fest entschlossen, nicht mehr herauszukommen.

Der Aufbau der Kooperativen war von Anfang an mit politischer Arbeit verbunden. Als beispielsweise 1973 in Chile das Militär putschte, forderten sie in einem Rundbrief jede Schweizer Gemeinde auf, fünf Flüchtlinge aus Chile aufzunehmen. Dadurch wurde insgesamt zweitausend verfolgten Chileninnen und Chilenen der Aufenthalt in der Schweiz ermöglicht. Diese »Freiplatzaktion« war eines der wichtigsten politischen Engagements von Longo mäi in den Anfangsjahren. Kampagnen in Frankreich und der Schweiz sollten die Bevölkerung zudem für die Probleme der Berggebiete sensibilisieren. *Europa weiß nicht, wohin mit seiner Jugend. Geben wir ihr ein Ziel: den Wiederaufbau der Bergregionen.* In einem Dringlichkeitsprogramm für das europäische Berggebiet forderten sie, genossenschaftliche und gemeindeeigene Betriebe in den Berggebieten aufzubauen.

Die dort gemeinschaftlich hergestellten Produkte sollten eine direkte Verbindung zwischen der Stadt- und der Landbevölkerung schaffen.

Longo mäi war in der linken Bewegung ein Begriff. Zeitungen berichteten über die Fortschritte in den Siedlungen, die Gründer ihrerseits traten über ihre eigenen Publikationen und mit Vorträgen an die Öffentlichkeit. Für die zu Hause gebliebenen Städter schilderten sie das Landleben in den schönsten Farben. Beinahe andächtig schrieb ein Kommunarde 1974 in den Longo-mäi-Nachrichten, wie ein altes Bauernhepaar eine Gruppe von ihnen über das Gelände führte: *Ein wahrlich historischer Spaziergang. Monsieur Madeleine und seine Frau, die letzten, die auf diesem Land Weizen anbauten, sind 1934 weggezogen. Bewegt kommen sie wieder zurück. Sie zeigen uns ihren besten Weizenacker, den trockenen Knoblauchgarten und weiter bei La Gache, wo sie ihren Garten hatten, die große Quelle. »Ah, ihr werdet sie freilegen müssen«, sagt er und zeigt auf ein mächtiges, undurchdringliches Gehölz, an dessen Rand Schachtelhalme und Dotterblumen wachsen. »Es lohnt sich, sie ist niemals versiegt.«* Eine Quelle freilegen und wieder sprudeln lassen, das war eine Aufgabe ganz nach dem Geschmack der jungen Pioniere, die sie sogleich anpackten.

Ein ähnliches Bild verwendete der Bieler Sozialist Arthur Villard, der Longo mäi freundschaftlich verbunden war. In einem Brief, den er Ende 1979 an verschiedene Zeitungsredaktionen schickte, schrieb er: *Hier, im Land von Jean Giono, in dieser Haute-Provence mit ihrem wunderbar reinen Himmel, mit ihrem Wind, der die Sterne tanzen macht, in dieser in der Sommerzeit teuflisch trockenen Region, habe ich mit Vergnügen wieder gefundene und -benutzte Quellen gesehen, brachliegende Felder, die heute wieder bebaut werden.*

Die Longo-mai-Gründer wollten sich vom Ballast des Industriezeitalters frei machen und im Rückgriff auf traditionelle Techniken letztlich ein zukunftsweisendes, utopisches Projekt aufbauen. Dabei stützten sie sich auf zahlreiche Helferinnen und Ratgeber, auf externes Know-how. Eine Mentorenrolle übernahm beispielsweise der provenzalische Bauer Pierre Pellegrin, der in den Dreißigerjahren zur Entourage von Jean Giono gehörte. Bei den zugezogenen Neubauern entdeckte er den gleichen Enthusiasmus wie seinerzeit bei den Menschen auf dem Contadour. Für ihn war der Siedlungsaufbau eine Zeit großer Emotionen und der Freude über den Aufbruch, wie er rückblickend schilderte.

So sehr sich Pellegrin über den Idealismus der Junggründer freute, so sehr verzweifelte er manchmal an ihren praktischen Fähigkeiten. An Eifer mangelte es nicht, häufig aber an Kenntnissen. Der Aufbau kam nur schleppend voran, und Pierre Pellegrin muss manchen Seufzer ausgestoßen haben. »Die Landwirtschaft war ihnen ein Buch mit sieben Siegeln«, erzählte er Luc Willette, der ihn für sein Buch interviewte. »Alles musste ihnen beigebracht werden. Doch mit ihrer verfluchten Ablehnung der Spezialisierung war dies nicht einfach: Sobald ich einen Jungen angelehrt hatte und er sich allein durchschlagen konnte, wurde er zu einer anderen Arbeit geschickt und ich hatte wiederum einen, bei dem ich von vorne anfangen musste.« Seiner Begeisterung tat dies indes keinen Abbruch.

Es herrschte Aufbruchstimmung, man arbeitete gemeinsam an einem großen Projekt. In den Longo-mai-Berichten war der Ton pathetisch, die Mühsal trat in den Hintergrund: *Diese verwüsteten Hänge, von den Menschen verlassen, andere Menschen werden sie wieder fruchtbar machen. Wir werden diese Menschen sein. Also haben wir Pickel und Schaufel genommen*

und zu graben angefangen. Da wo Farne und Schachtelhalme wuchsen, da wo in den Gräben unter den Steinen noch feuchter Sand war und da wo die Brombeeren dichter wuchsen. Die Freude an der einfachen Handarbeit ist in den Berichten noch immer greifbar: einen Brunnen graben, ein Feld mähen, mauern, mörteln und gipsen. Handfeste, *nicht entfremdete* Arbeit, ein authentisches Leben, das sie sich mit Schweiß und Muskelkraft, aber auch mit Geschick und Verstand aufbauten.

*

Auf dem Hof Grange Neuve haben sich die Mitglieder von Longo mai ein Freiluftamphitheater gebaut, in dem Theatervorstellungen und Musikaufführungen stattfinden. Jetzt spielen hier ein paar Kinder und Jugendliche; Eltern sind keine zu entdecken. Ein Junge hüpf mit seinem Mountainbike die Stufen des Amphitheaters hinunter. Dann schiebt er es wieder hinauf und beginnt von Neuem. Auf der Wiese oberhalb des Theaters steht ein Wohnwagen, daneben ein Blockhaus kanadischen Stils und mehrere kleinere Häuser. Diese haben große, geschwungene Fensterfronten, die das Sonnenlicht eintreten lassen. Einige sind mit Mosaiken verziert. Die Erdtöne des Verputzes strahlen Wärme aus. Man sieht den Häuschen an, dass sie mit Liebe und Sachverstand genau für diesen Standort gebaut wurden. »Als Baumaterial wurde mit Lehm vermischter Mörtel verwendet«, erzählt Julia. »Das Haus kann damit besser atmen als mit Beton. Im Sommer ist es drinnen schön kühl, im Winter isoliert das Material hervorragend. Leider haben wir in letzter Zeit bemerkt, dass der Lehm brüchig wird, er verträgt das Klima hier schlecht.« Darum liegen auf einigen Dächern Plastikplanen.

Wir gehen weiter und gelangen zu einer Jurte, einem großen runden Stoffzelt. Der weiße Filz ist bereits etwas angegraut.

Die mit Seilen umwickelten Stoffbahnen bewegen sich leicht im Wind. Ein Zelt ist eigentlich Ausdruck einer mobilen Lebensweise; dem widerspricht hier der fixe Steinsockel, auf dem die Jurte aufgebaut ist. Remo führt uns ins Innere. Der Boden ist mit Teppichen belegt, ein großes Bett steht da, ein Abwaschbecken mit ein paar Utensilien und ein großer gusseiserner Ofen, der Kamin führt durch die Zeltdecke nach außen. Ein gemütliches Nest.

»Das Paar, das hier wohnt«, erzählt Remo, »ist gerade in Basel und hilft dort beim Umbau des Bürogebäudes von Longo mai.« Später lerne ich Erich und Helga persönlich kennen. Die beiden mischten in der Zeit nach '68 in der Frankfurter Spontiszene mit und wollten sich, als die linksbewegten Zeiten vorüber waren, nicht auf eine bürgerliche Karriere und einen festen Job festlegen. Stattdessen sind sie immer weiter gezogen, haben da bei einem Projekt geholfen und sich dort für ein paar Monate engagiert. Jetzt sind sie unter der südlichen Sonne Frankreichs gelandet. Ob es eine nächste Station geben wird, steht nicht fest. Erich arbeitet jedenfalls an festen Bleiben: Er ist Zimmermann, und diese sind wie alle Baufachleute bei Longo mai immer gefragt.

Bei Longo mai herrscht ein extremer Bau- und Wohnindividualismus. Neue Formen werden bunt mit Traditionellem gemischt. Jedes Kooperativenmitglied hat die Möglichkeit, seinen Bedürfnissen entsprechend zu wohnen – oder sich das Traumhaus gleich selbst zu bauen. Bescheiden in der Ausführung, aber originell und kostengünstig. Einmal treffe ich im Computerraum der Kooperative auf eine Frau in Landarbeitskleidung, die mit einem CAD-Programm ihr Wohnhaus entwirft. Die Kenntnisse dafür hat sie sich selbst angeeignet. Danach wird sie das Haus zusammen mit anderen bauen, wiederum als Autodidaktin.

Hier zeigt sich eine Eigenheit von Longo mai: Der Hausbau folgt keinen vorher festgelegten Planungsschritten, sondern ist Ausdruck eines momentanen Bedürfnisses. Da ständig sehr viele neue Projekte anstehen, wissen die Mitglieder oft kaum, wo sie anpacken sollen. Gute Ideen, etwa der Bau und die Einrichtung einer Bibliothek, bleiben daher oft für lange Zeit unvollendet. Die vielen Baustellen vermitteln für Außenstehende den Eindruck des sich permanent Wandelnden.

Auf dem Weg nach St. Hippolyte, dem Gut oberhalb von Grange Neuve, kommen wir an einem Gewächshaus vorbei, das von einer Gärtnerei nicht mehr gebraucht wurde. Longo mai konnte es für einen Euro erstehen und hat es hier wieder aufgebaut. Gerade verputzen ein paar Männer eine der Wände mit Lehm, der als Isolationsschicht dienen soll. Alles Baumaterial, das hier verarbeitet wird, stammt aus der Gegend: Lehm, Steine, Erde, zum Isolieren auch Stroh; das Holz kommt von der Longo-mai-Kooperative Treynas im französischen Zentralmassiv.

Ein alter rosafarbener Traktor hat seinen Platz bei einem Schuppen gefunden. Neben dem Misthaufen liegen drei Schubkarren und einige Metallstangen. Es herrscht teilweise eine nonchalante Unordnung: Alte Geräte rosten vor sich hin, Baumaterialien, Latten, Backsteine warten auf ihre Verwendung, Gemüseboxen liegen auf einem Haufen im Freien. Simon, der selbst von einem Bauernhof stammt, findet das erfrischend. »Es lebt«, sagt er. »In der Schweiz müssen die Bauernhäuser nahezu kitschig sauber sein. Wenn es bei uns so ausgesehen hätte, hätten sich die Nachbarn über uns mokiert.«

In St. Hippolyte setzen wir uns im Schatten eines großen Baumes an einen Steintisch und bekommen von Remo und Julia einen selbstgemachten Holundersirup serviert. Am Nebentisch







Links: Bau der Solar-Wassseraufbereitungsanlage in Grange Neuve

Oben: Bau des Blockhauses

Unten: Bau des Textilateliers auf dem Gut Le Pigeonnier, eine Holz- und Strohkonstruktion



Name und Vorname: Bruno Hilde

Race: Schaf

Wohnort: in Europa auf der Wiese

Geburtsdatum: _____

Geburtsort: Deutschland

Polsterung: _____

Besondere Merkmale: Kämpferisch



(Foto des Passinhabers)




Unterschrift des Passinhabers _____



Oben: Der selbstgemachte Schafpass, mit dem die Longo-mai-Hirten ihre Schafe 1975 zu Haustieren deklarierten.
 Rechts: Demonstration gegen den Zwang, Schafe gegen die Blauzungenkrankheit impfen zu lassen, 2009





sitzt eine Frau, die mit einem Messer Paprikas aufschneidet und sorgfältig die Sämchen auf einen Teller schabt. Fünf Minuten, zehn Minuten, über eine halbe Stunde macht sie das. Ist dies ein Ausdruck für das andere Zeitverständnis des ländlichen Raums, das Jean Giono in der Erzählung *Der Mann mit den Bäumen* beschwört? Im Mittelpunkt der Geschichte steht der Schäfer Elzéard Bouffier, der vor dem Ersten Weltkrieg in einer verödeten Gegend Eicheln auszusähen beginnt. Dank seiner beharrlichen Anstrengung verändert sich die Landschaft allmählich, sodass der Ich-Erzähler, der den Schäfer über Jahrzehnte immer wieder besucht, feststellt: »1913 lebten in dem Weiler drei Personen. Es waren raue, misstrauische Menschen, die von der Fallenjagd lebten, moralisch und physisch Menschen aus der Vorzeit ähnlich. Brennesseln verschlangen die verlassenen Häuser. Es sah hoffnungslos aus für sie, darum warteten sie nur auf den Tod, und das begünstigt keineswegs die Tugenden. Aber jetzt war alles verändert, sogar die Luft. An Stelle der brutalen trockenen Winde blies nun eine wohlriechende Brise. Von den Höhen tönte der Wind in den Wäldern wie murmelndes Wasser. Und zu meinem Erstaunen hörte ich richtiges Wasser in ein Becken plätschern. Man hatte einen reichlich fließenden Brunnen gebaut und, was mich sehr berührte, eine Linde daneben gepflanzt. Sie war etwa vierjährig und schön gewachsen, ein Symbol der Auferstehung.«

Das Sammeln der Paprikasamen passt zu der Kampagne für freies Saatgut, die Longo maï 2008 mitinitiiert hat: »Zukunft säen – Vielfalt ernten«. Sie ist eine Reaktion auf das Gesetzesvorhaben der EU, nach dem in der Landwirtschaft nur noch registriertes Saatgut verwendet werden dürfte; selbst Hobbygärtner könnten ihre Pflanzensamen dann nicht einmal mehr verschenken. Das wäre der Tod der Artenvielfalt und ein

Sieg der Gentech- und Chemiekonzerne. Die Aktivistinnen und Aktivisten sammelten daraufhin 55 000 Unterschriften und übergaben sie dem EU-Parlament mit der Forderung, die Artenvielfalt zu fördern und den Handel und die Produktion von regionalem Saatgut nicht zu beschränken. Bauern sollten nach wie vor die Möglichkeit haben, ihr eigenes Saatgut zu produzieren und in Umlauf zu bringen – dieses alte bäuerliche Recht wollten sie sich nicht beschneiden lassen. 2011 war Longo maï dann Mitorganisator der ersten internationalen Saatgutbörse in Brüssel, an der getauscht, verschenkt, protestiert und gefeiert wurde. 2012 fand sie in Griechenland statt, 2013 in der Schweiz. Dieses Engagement hat den Aufbau regionaler Saatgutbörsen angestoßen; auch in Grange Neuve wurde ein Gebäude für eine künftige Samenbörse gebaut, in dem das Saatgut gesammelt, getrocknet und getauscht wird.

Remo hat das nächste halbe Jahr schon gut verplant: Demnächst fährt er nach Basel ins Longo-maï-Büro, wo er einen Monat lang mit dem Sammeln von Spenden beschäftigt sein wird. Danach geht es zurück nach Frankreich und im Dezember wieder in die Schweiz, um mit Julia zusammen auf den Weihnachtsmärkten Longo-maï-Produkte zu verkaufen. Im Februar will er das Holzfällerlager in der Longo-maï-Kooperative Ulenkrug in Norddeutschland besuchen. Das gehört zu den Eigenheiten von Longo maï: Auf der einen Seite sind die Mitglieder wie alle Bauern der Scholle verbunden, auf der anderen Seite sind sie ständig in Bewegung. Kaum jemand bleibt das ganze Jahr über an einem Ort. Viele schauen für ein paar Wochen bei einer anderen Kooperative vorbei, besuchen Verwandte oder Freunde, unternehmen Ausflüge. In der Geschichte von Longo maï wurde das Umherschweifen immer positiv gesehen. Nicht zufällig heißt eine Publikation aus den früheren Jahren *Alma-*

nach für Ausreißer. Darin werden die Jugendlichen bei ihrer Abenteuerlust gepackt und mit praktischen Tipps für den Häuser- und Brückenbau, zum Feuermachen und Abseilen versorgt. Dieses Pionierhafte, dieses immer wieder neu Beginnen hat sich Longo maï bis heute bewahren können.

»Den Schafstall zeige ich euch am Abend«, sagt Remo, »jetzt gehen wir erstmal essen.« Im Versammlungsraum von Grange Neuve bekommen wir einen Platz zugewiesen. Teller werden verteilt, jeder nimmt sich sein Besteck. In der Küche ist alles groß dimensioniert, schließlich wird hier für achtzig Personen gekocht. Die Küchenmannschaft steht im Wasserdampf. Ein junger Mann füllt uns Suppe in einen Chromstahlbehälter, bei einem zweiten erhalten wir Kartoffeln und Gemüse und beim dritten das Fleisch. Imposant sind die hohen Stapel mit Tellern in allen Farben und Formen und die großen Vorratsregale.

Zum einfachen, schmackhaften Essen bekommen wir wieder Wasser und Wein aus Karaffen. »Einen Zwang zum Kochen gibt es nicht«, sagt Julia. »Da jedoch alle essen wollen, fühlen sich auch alle mehr oder weniger verantwortlich dafür, dass gekocht wird. Wer wann an der Reihe ist, wird auf einer Küchenliste festgehalten.« Julia streicht sich die Dreadlocks aus dem Gesicht und fährt fort: »Die Kochgruppe ist für den gesamten Prozess bis hin zum Abwaschen und Aufräumen zuständig. Das Wenige, das wir noch einkaufen müssen, wird einmal pro Woche von einer anderen Gruppe besorgt. Vier bis fünf Stunden dauert so ein Küchendienst. Und wehe, wenn eine Gruppe keine Mahlzeit auf den Tisch stellt oder zu spät dran ist. Dann können die Hungrigen, die vom Feld kommen, richtig wütend werden.« »Das Gute aber ist«, ergänzt Remo, »dass es normalerweise mit einem Dienst pro Woche getan ist. Bei allen ande-

ren dreizehn Mahlzeiten wird man dann bekocht, ohne dass man irgendetwas dafür tun muss.«

Neben uns nimmt Céline Platz. Die 25-jährige Französin mit den kurzen schwarzen Haaren ist anfänglich wenig gesprächig. Sie mustert mich misstrauisch. Dann erzählt sie, dass sie seit einem halben Jahr bei Longo maï sei und neben den üblichen Arbeiten vor allem im Garten helfe. Außerdem hütet sie die Ziegen. »Wenn ihr wollt, könnt ihr gern mitkommen! Heute Abend um sechs.« Wir verabreden uns.

In der Zeitschrift *Annabelle* schrieb die Journalistin Ruth Brüderlin 2007: »Die neue Generation von Longo Maï ist inzwischen so alt, wie es die Gründer damals waren. Aber von Pioniergeist ist bei ihnen wenig zu spüren, eher eine Art von Diskussionsmüdigkeit. Es sind ihre Eltern, welche die Utopie am Leben erhalten.« Das ist nicht weiter verwunderlich, denn im Unterschied zur Gründerzeit ist Longo maï inzwischen ein Mehrgenerationenprojekt. Die Neuankömmlinge bauen nicht mehr ihre eigenen Strukturen auf, sie fügen sich in ein bestehendes Gebilde ein.

Céline, Julia, Remo, drei junge Leute, die noch nicht so lange bei Longo maï sind – wie sehen sie das? Gibt es Konflikte zwischen den Generationen? Eine Hierarchie? Können sie sich einbringen? »Es gibt bei Longo maï nur wenige Konflikte zwischen den Generationen«, sagt Julia entschieden, und Remo setzt nach: »Natürlich haben die Älteren mehr Erfahrung. Das bedeutet jedoch nicht, dass nicht auch wir unsere Ideen einbringen können.« Die drei sagen einhellig, dass es keine Hierarchie, auch keine informelle, gebe. Niemand besitze bei Longo maï uneingeschränkte Autorität. Manche Mitglieder hätten sich durch ihre Persönlichkeit oder die praktischen oder theoretischen Kenntnisse in der Gruppe eben großes Ansehen er-

worben. Zu denen gehe man, wenn Fragen auftauchten. Doch eine verdeckte Leitungsfunktion hätten diese Personen nicht. Es bleibe stets ein »Dienst an der Gemeinschaft«.

Nach einer halben Stunde sind wir mit dem Essen fertig. Das übrig gebliebene Gemüse, der Fenchel, die Tomaten, wandert am nächsten Tag als Suppe die hungrigen Kehlen hinab. Der Rest kommt in den Schweinetrog.

*

Gern würde ich mehr über Rémi erfahren. Doch er scheint ein Kapitel zu sein, über das bei Longo maï niemand gern spricht, oder wenn, dann nur in Umschreibungen, die eher vernebeln denn erhellen: Wo Licht ist, ist auch Schatten. Dieses Ausweichen macht mich neugierig. Was ist das für ein Mensch, an den sich niemand mehr so richtig erinnern will? Welchen Einfluss hatte er bei der Gründung von Longo maï? Bei meinen Recherchen in den Archiven lassen sich immerhin einige Fakten über Rémi herausfiltern: Roland Perrot, wie er mit bürgerlichem Namen hieß, wurde 1931 in der Provence geboren. Er absolvierte das Gymnasium, studierte Psychologie in Paris, arbeitete als Hilfslehrer und kam nach dem Lizentiat zurück in die Provence. Bald darauf wurde er zum Militärdienst nach Algerien eingezogen. Das Soldatenleben behagte ihm jedoch nicht. Er desertierte, nachdem er Kasernenrevolten mitorganisiert hatte, und veröffentlichte 1956 das Buch *R.A.S.*, in dem er über die Erfahrungen der jungen Wehrpflichtigen im Algerienkrieg berichtete. 1971 wurde es von Yves Boisset verfilmt.

Nach seinem Gefängnisaufenthalt wegen Desertion lebte er zeitweise in der Schweiz und in Belgien. Nach einer Amnestie konnte er nach Frankreich zurückkehren, wo er für einige Jahre als Lehrer arbeitete. Im Mai 1968, als die Studenten in

Paris revoltierten, schienen sich die Hoffnungen von Roland Perrot zu erfüllen. Er stieg mit den Studenten auf die Barrikaden und war zusammen mit ihnen enttäuscht, als es nicht zum Umsturz kam. Er verließ Frankreich, ging nach Wien und schloss sich dort 1969 der Gruppe Spartakus an.

Das war der entscheidende Moment: Roland Perrot ließ die jungen Revolutionäre an seiner politischen Erfahrung als Gegner des Algerienkriegs teilhaben. Er sagte ihnen, dass sie sich nicht in Parteikämpfen aufreiben, sondern ihren eigenen Weg gehen sollten. Seine Parole lautete: »Ein Millimeter Praxis ist viel mehr wert als ein Kilometer Theorie.« Aufs Land sollten sie gehen. Warum nicht in die Provence, wo er herkam? Die jungen Spartakus-Leute und später auch die Mitglieder der Basler Hydra anerkannten den viel älteren Rémi als einen der ihren. Durch seine Erfahrung und sein Charisma gewann er großen Einfluss auf die Kooperative. Bis zu seinem Tod 1993 lebte er im Kreis der Jünger und nahm ideologisch eine zentrale Position ein. Immer wieder finden sich in den Longo-mäi-Publikationen programmatische Stellungnahmen von ihm. Sein Gewicht in der Vollversammlung war groß.

In den Veröffentlichungen über Longo mäi divergiert die Bewertung der Person Rémi je nach Standpunkt des Autors. Für die einen war er derjenige, der den jungen Aussteigern erst Ziel und Richtung gegeben hatte: Nur dank seiner Erfahrung habe eine so komplexe Gründung wie die Landkooperative in der Provence – in der zunächst keiner heimisch war – gelingen können. Mit seiner politischen Weitsicht und seiner charismatischen Autorität habe er die jungen Aktivisten auf einen produktiven Weg geführt. Dieser Meinung ist etwa Luc Willette, der schreibt: »Rémi hat für sie ein Abenteuer erfunden, das Erfolg hatte.« Für Willette ist Rémi der Spiritus rector von Longo

mäi, der Erschaffer eines großen Unternehmens: »Ein Mythomane? Selbstverständlich und glücklicherweise. Es gibt nicht viele, die jetzt, am Ende des 20. Jahrhunderts, noch fähig sind, Mythen zu schaffen und sie den anderen zu vermitteln.«

Andere Stimmen, die insbesondere nach der Pressekampagne 1979/80 laut wurden, bezichtigten Rémi, für unhaltbare Zustände im Kollektiv verantwortlich zu sein. Er sei ein gefährlicher Guru und Sektenführer, der die Jungen in seinen Bann gezogen habe. Während die Aussteiger unter erbärmlichen Bedingungen in behelfsmäßig umgebauten Ställen übernachteten müssten, logierte Rémi mit einigen Getreuen oben auf einem Hügel in einem ausgebauten Haus. Der »homosexuelle Mythomane« habe ein autoritäres Regime errichtet und verlange bedingungslose Ergebenheit, Unterordnung unter das Kollektiv. Er selbst fühle sich aber als Einziger nicht an die Regeln gebunden.

Michael Genner, Gründungsmitglied von Longo mäi und der Wiener Gruppe Spartakus, verfasste in den Neunzigerjahren eine harte Polemik gegen Rémi: »In anderen Zeiten wäre er vielleicht ein Staatsgründer geworden oder ein Stifter einer neuen Religion. Auch Moses und Mohammed erzählten ihren Jüngern Geschichten und glaubten schließlich selbst dran.« Er habe Gesetze diktiert, »die alles regeln, bis ins intimste Detail. Und immer der moralische Druck: Gäbe es nicht den Führer, seine Jünger und seine Gesetze – dann zerfiele die Gruppe.«

Nach der Definition des Soziologen Max Weber ist für eine charismatische Persönlichkeit ein starkes und klares Ziel kennzeichnend, aber auch Willkür, Sprunghaftigkeit und bei seinen Auftritten ein Moment der Spannung. Der Charismatiker scharf in einer unsicheren Situation seine Anhänger um sich. Im Gegensatz zur Welt außen, den anderen, sind sie die »Eingeweihten«. Das scheint zu Rémis Rolle in den ersten Longo-mäi-

Jahren nicht schlecht zu passen. Da ist eine große Anzahl junger Menschen, die einen alternativen Weg gehen wollen und sich gegen zahlreiche Widerstände durchsetzen müssen. Einer, der die internen Gruppenspannungen auf sich vereint und als Identifikationsfigur für alle dient, kann hier eine wichtige Rolle spielen. Seine dezidierten, ja autoritären Interventionen in der Vollversammlung flößten Respekt und Vertrauen ein und stärkten den internen Zusammenhalt. Die Härte gegen sich selbst und andere wurde als notwendig erachtet, um in der schwierigen Umwelt bestehen zu können.

Da die Geschlossenheit der Gruppe wichtig war, konnte auf persönliche Befindlichkeiten keine Rücksicht genommen werden. Als Folge davon war Longo maï in dieser Zeit viel stärker eine ideologische Einheit als heute. Die Pluralisierung, die seit Rémis Tod Longo maï erfasst hat, empfinden viele Mitglieder der Gründungszeit als Verlust. Für sie hat die politische Schlagkraft nach außen in dem Maß abgenommen, wie die Palette der politischen Ansichten breiter geworden ist. Als Rémi mit 63 Jahren an Krebs starb, wurden seine Abschiedsworte in den Longo-maï-Nachrichten veröffentlicht. Er ermahnte die Kooperativmitglieder: *Ihr habt Arbeit in Hülle und Fülle. Durchhalten! Darin besteht das Problem, es gilt durchzuhalten. [...] Das ist alles, was ich euch zu sagen habe. Ich will kein Vermächtnis des Grand Père herunterleiern. Das hat keinen Sinn. [...] Ich will sagen, dass das Ganze gut war.*

*

Ich steige über einen steilen Pfad den Berg hinauf, unter mir, in der warmen Abendsonne, erstreckt sich das Tal. Oben beim Ziegenstall wartet Céline auf mich. Sie trägt eine grüne, ärmellose Jacke über einem schwarzen Pullover, an den Füßen festes

Schuhwerk. Wir lassen die Ziegen aus ihrem Gehege und machen uns auf den Weg. Querfeldein geht es über das Plateau, während Céline mit ihrem Hirtenstock die schwarzweißen Ziegen dirigiert. Sie sehen mit ihren geschwungenen Hörnern und dem treuherzigen Blick drollig aus. Manchmal bleibt eine Ziege bei einem besonders saftigen Grasbüschel zurück, und Céline benötigt ihr ganzes Geschick, um alle zusammenzuhalten. Es geht durch Unterholz, Zweige schlagen mir ins Gesicht. Das Gelände ist uneben und mühsam, wir kommen nur langsam voran. Endlich sind wir bei einer Wiese angekommen, auf der die Ziegen grasen können.

Céline dreht sich eine Zigarette und beginnt zu erzählen. Sie stammt von hier, ist auf einem Bauernhof in Forcalquier aufgewachsen und bereits als Jugendliche mit Longo maï in Berührung gekommen. Besonders angezogen hatten sie die regelmäßigen Feste. »Niemand kann so gut Feste feiern wie die Leute von Longo maï, das können viele hier in der Region bestätigen. Ich spürte eine Ausgelassenheit, wie ich sie sonst nicht kannte«, sagt sie. Nach dem Abitur arbeitete sie zwei Jahre in der Fabrik, dann studierte sie Kulturvermittlung, was jedoch nicht ihren Vorstellungen entsprach, und sie brach ab. Seither ist sie bei Longo maï. »Nein, meine Eltern haben den Schritt nicht gutgeheißen, aber das ist mir egal.«

Die Sonne geht hinter einer Bergkette unter, die Wiese, auf der die Ziegen weiden, liegt im fahlen Abendlicht, und mir wird etwas kalt in meiner dünnen Jacke. Céline erzählt von ihren Erfahrungen bei Longo maï; sie habe viel gelernt in dem halben Jahr, seit sie da sei. Doch enge Freunde, so gesteht sie plötzlich, habe sie bislang bei Longo maï noch nicht gefunden. Spricht sie über politische Theorien, dann ist die spürbare kleine Unsicherheit über den von ihr eingeschlagenen Weg wie wegge-

wischt. Karl Marx, Peter Kropotkin, Joseph Schumpeter, die Namen fallen wie beiläufig. Deren antikapitalistische Grundsätze möchte sie nun in die Praxis umsetzen. Für sich selbst hat sie das Prinzip der räumlichen Immobilité festgelegt: Alle müssten sich da, wo sie leben, für eine bessere Welt einsetzen, und zwar konkret und nicht bloß mit Worten. Als Charakteristikum an Longo maï empfindet sie, dass sich die Zeit beschleunige, sobald man in den Kosmos der Kooperative eintrete: Ständig sei so viel zu tun, nie schaffe man alles. Bei Longo maï sieht man kaum jemals jemanden untätig herumlungern, alle sind ständig mit einem wichtigen Projekt beschäftigt. Arbeiten ist kollektiv auch erwünscht, fortgesetztes Nichtstun nicht so gern gesehen. Niemals würde man tagsüber im Versammlungsraum eine Gruppe Karten spielen sehen.

Die Kälte dringt langsam unter die Haut. Wir brechen auf und stapfen über das sich eindunkelnde Plateau zum Stall zurück. Vor uns stöckeln die Ziegen.

Remo ist auf Grange Neuve derweil mit den Schafen beschäftigt. Er treibt sie für die Nacht in den Stall und verteilt mit der Mistgabel das Streu. Die Tiere legen sich nahe beieinander in einer Ecke nieder. Dann löscht er das Neonlicht und tritt hinaus in die Abenddämmerung. Er hat sich mit großem Enthusiasmus in die Schafzucht eingearbeitet, hat Albert um Rat gefragt und Fachzeitschriften gelesen. Seit 2010 dürfen in Frankreich keine ungeimpften Schafe mehr in Lastwagen transportiert werden, was dazu führt, dass die Züchter ihre Schafe nicht mehr auf die Alp bringen können. Das ist Remo als vehementem Impfgegner ein großes Ärgernis. Zusammen mit anderen Züchtern wehrt er sich dagegen. Auch die elektronischen Ohrmarken-Chips findet er eine Zumutung. In einem Artikel in der linken Zeitschrift *agropoly* prophezeite er: »Tiere

sind Lebewesen, keine Nummern. Um Krankheiten zu verhindern, muss man sich um die Tiere kümmern, sie kennen und nicht in einem Computer erfassen. Der Widerstand ist vorprogrammiert.«

Das in der Schweiz verbotene Schächten verteidigt er vehement. Er selber hat schon Schafen die Kehle durchgeschnitten und sie ausbluten lassen. Das sei deutlich humaner als die maschinelle Tötung im Schlachthof. Industrielle Massentierhaltung lehnte Longo maï schon immer ab. Ein Mitglied der Kooperative schrieb 1977 polemisch: *Die größtmögliche Fleischmenge in möglichst kurzer Zeit ins Schlachthaus liefern: das berühmte »Hundert-Tage-Schaf« – das übrigens nicht unbedingt das letzte Wort des industriellen Modernismus ist... Vielleicht erfinden sie einmal das Dreißig- oder Zwanzig-Tage-Lamm?*

Proteste gegen unsinnige Verordnungen und Nationalstaatengrenzen gab es bei Longo maï schon 1975. Heute wird diese Aktion »der Schafkrieg« genannt. Dabei war es ursprünglich eine ganz harmlose Sache. Von der Kooperative Marienthal in Rheinland-Pfalz, die damals noch zu Longo maï gehörte, zogen 1975 fünf Schäfer mit ihren 165 Schafen über den Rhein ins Elsass. Sie wollten die Transhumance, die alte Wanderschäferrei, wiederbeleben, indem sie über Grenzen hinweg dem Rhythmus der Jahreszeiten folgten [...]. *Dass die Rheinebene und die Abhänge der Vogesen und des Schwarzwaldes seit jeher eine Einheit bilden, die von ein und derselben Bevölkerung bewohnt ist, das geht nicht zuletzt auf die Schafwanderungen und den vielfältigen Austausch von früher zurück*, beschreiben Jürgen und Françoise, die beide Longo maï angehören, in ihrem Erfahrungsbericht in den Longo-maï-Nachrichten.

Zwar durften die Schäfer mit ihrer Herde nach Frankreich hinein. Als sie einige Zeit später jedoch wieder nach Deutsch-

land zurück wollten, gab es Probleme. Die Zöllner verweigerten die Einreise mit der Begründung, dass über diesen Grenzübergang keine Tiertransporte abgewickelt werden dürften. Da nützte es auch nichts, dass die Schäfer und ihre Helfer für jedes einzelne Schaf einen Pass bastelten – ausgestellt von der ESG, der Europäischen Schafgemeinschaft, samt Name und Passfoto. Und auch das geharnischte Protestschreiben von Longo maï – *Das Verbot ist ein Angriff auf die Freiheit und die Existenzgrundlage jedes Hirten* – brachte die Herde zunächst nicht weiter. Lange und zäh wurde verhandelt, dann endlich durften die Tiere nach Deutschland zurück. Hier, im baden-württembergischen Sasbach, mussten sie jedoch in den dunklen Stall einer Quarantänestation. *Um die ganze Wahrheit zu sagen: es brauchte wohl fünfzig Polizisten und einige Polizeihunde, um unsere Schafe zu überzeugen, die Wiese, die wir als Quarantänestation ausgesucht hatten, gegen die finstere Unterkunft zu tauschen*, erinnerten sich Jürgen und François.

Von da an gab es ein Tauziehen um die Zukunft der Herde. Aus Angst vor einer unkontrollierten Seuchenübertragung verlangten die deutschen Behörden wissenschaftliche Nachweise über die Gesundheit der Schafe. Gutachten aus der Schweiz wurden beigebracht. Doch die deutschen Behörden, die inzwischen einen Krisenstab gebildet hatten, akzeptierten die Gutachten nicht. Sie beharrten darauf, dass von dieser Herde eine gesundheitliche Gefahr für deutsche Schafe ausgehe. *Das Fieber lässt sich nicht mehr eindämmen: es nimmt seinen Lauf, klettert alle Grade der Beamtenhierarchie bis zur obersten Landesbehörde hoch*, stand im gleichen Bericht. Und Anfang 1976 verfügten die Behörden doch tatsächlich, dass ein Drittel der Herde geschlachtet werden musste, das Fleisch wurde in Verbrennungsöfen vernichtet. Die restlichen Schafe brachten die

Schäfer in die Schweiz, in der Hoffnung, dass sie dort sicher seien. Aber auch die Schweizer Veterinärbehörde befahl die Schlachtung der Schafe. Diesmal durfte das Fleisch immerhin noch verkauft werden.

Ein Journalist in der linksliberalen Basler *National-Zeitung* machte sich damals über die Sturheit und die Ängstlichkeit der Behörden lustig: »Schafe sind friedliche und genügsame Tiere. In der ganzen Welt ziehen sie seit jeher, von ebenso genügsamen und meist friedlichen Hirten begleitet, durch weite Landstriche. Im hochzivilisierten Europa mit seinen vielen durchorganisierten Nationalstaaten ist diese Schäfer-Idylle jedoch weitgehend verschwunden. Herumziehende Herden und Nomaden haben keinen Platz mehr im modernen Sozialstaat. Was soll man mit solchen Wanderkreaturen anfangen in einer Zeit, wo jeder Mensch seine AHV-Nummer und jedes Tier einen Impfschein mit sich herumtragen muss? Und da kommt eine kaum definierbare Gruppe von Pionieren aus Longo maï und maßt sich an, wie in alten guten Zeiten eine Schafherde über die Grenze mehrerer europäischer Staaten hinwegwandern zu lassen. Sehen denn diese Leute nicht ein, dass sie den normalen Ablauf der Dinge stören, dass sie Krankheitserreger mit sich herumtragen, welche die verweichlichten Europäer in Gefahr bringen könnten?«

Dass sich Longo maï damals aus Deutschland zurückzog, war eine Folge dieses Schafkriegs. Mit dieser BRD, in der ein Nationalsozialist wie Hans Filbinger Ministerpräsident werden konnte, wollte Longo maï nichts mehr zu tun haben. Erst seit 1995 gibt es in Deutschland wieder eine Kooperative: den Hof Ulenkrug bei Stubbendorf im Bundesland Mecklenburg-Vorpommern.

Longo maï widersetzte sich von Anfang an der globalen Verwertungsmaschinerie Kapitalismus und setzte darauf, Mo-

delle lokaler Mikroökonomien zu realisieren und zu vervielfachen. Damit sollten autonome Kreisläufe hergestellt werden, die sich der kapitalistischen Logik zumindest ein Stück weit entziehen. Lokale Produktion statt multinationale Konzerne – bei Longo maï zieht sich diese Forderung von den Manifesten bis in die tägliche Praxis. Die Bergzonen bieten letztlich ein sehr großes, soziales und wirtschaftliches Potential, unter Voraussetzung, dass sie den zentralistischen Produktionsschemen entrinne, die nach städtischen Kriterien gelenkt und bewertet werden. Ihr Widerstand gegen zentral gelenkte und von einigen wenigen Akteuren dominierte Wirtschaftsprozesse führte auch zur Kritik an der europäischen Integration, die allein auf wirtschaftlicher Liberalisierung fußte. Das Demokratiedefizit in der EU wird ebenso beklagt wie der Bürokratismus.

Wir sitzen wieder in Remos Kammer über dem Pferdestall, Simon und ich auf einem alten Sofa, Julia auf einem Stuhl und Remo auf der Treppe, die in seine Schlafkammer führt. Das Licht ist schummrig, eine Kerze brennt. Wir trinken Bier – und sind bald selbst die Befragten. Skepsis füllt den Raum: zwei, die von außen kommen, sich ein bisschen umschaun, ein paar Sachen aufschnappen und dann wieder gehen. »So habt ihr höchstens einen kleinen Einblick.« Julia und Remo werfen uns vor, wir wollten sie nur vorführen. »Kommt doch für ein Jahr, dann versteht ihr vieles besser!«, sagt Remo.

Simon und ich schauen uns an und argumentieren. Um einen Film für ein größeres Publikum machen zu können oder ein Buch zu schreiben, sei ein Blick von außen nützlich; im Alltag fielen einem viele Eigenheiten oder Besonderheiten nicht mehr auf, die für Außenstehende interessant seien. Und wie sähe denn eine Geschichtsschreibung aus, wenn beispielsweise über den Zweiten Weltkrieg nur Zeitzeugen urteilen dürften?

»Das Reiben am Fremden ist unsere Arbeitsweise, wir vermitteln sozusagen zwischen Longo maï und den Zuschauern oder Lesern, die ja auch nicht hierherkommen.« Das leuchtet den beiden nur halb ein. Wir diskutieren über Vertrauen und ganz grundsätzlich über den Sinn einer publizistischen Arbeit über Longo maï. »Wenn Longo maï nur noch für sich selbst existiert und keine Außensicht zulässt«, sage ich, »dann ist es als Experiment gescheitert. Nur die bereits Überzeugten zu überzeugen, ist nutzlos.«

Ganz einer Meinung werden wir nicht in diesem Punkt. Doch bald sprechen wir wieder von anderen Dingen, von Musikstars und Filmen. Wir haben einen ähnlichen Geschmack. Die Müdigkeit nach den vielen Eindrücken des Tages liegt uns in den Gliedern. Remo bietet eine weitere Flasche Bier an. Wir greifen zu.



Ein Erfolgsmodell

Longo maï war eine unerhörte, von beinahe grenzenlosem Enthusiasmus getragene Erfolgsgeschichte. Von 1973 bis 1979 sammelten rund hundert ständige Mitglieder etwa 28 Millionen Franken Spenden. Ungefähr 15 000 Personen besuchten die Kooperative. 1976 wurden die Spinnerei Chantemerle bei Briançon, 1977 der Hof Stopar in Kärnten Longo maï angegliedert; 1979 kam die Finca Sonador in Costa Rica mit dazu; eigene Publikationen, eine Theater- und eine Musikgruppe sensibilisierten die zunehmende Zahl der Unterstützer für die Anliegen von Longo maï. Die Kooperative entwickelte sich beinahe zum Hilfswerk und sammelte große Summen für karitative Zwecke. Longo maï florierte für ein paar Jahre prächtig.

Schlag auf Schlag, beinahe atemlos, folgte eine Aktion der anderen. Da war beispielsweise im Hitzesommer 1976 die Aktion Dürre: Mit dem Slogan *5 Franken für ein Glas Wasser* waren Mitglieder von Longo maï durch die Schweizer Städte gezogen. Am Ende des Sommers hatten sie mit ihrer Solidaritätsaktion rund 400 000 Franken gesammelt. Diese investierten sie unter

anderem in 500 Tonnen Raufutter, die an die Bauern der besonders hart betroffenen Bergregionen verteilt wurden. Zwanzig Mitglieder von Longo maï seien in die Aktion eingespannt gewesen, heißt es, die übrigen hätten derweil in den eigenen Kooperativen doppelt so viel arbeiten müssen.

1978 wurde der Krisenfonds für das europäische Berggebiet gegründet, der aus der Aktion Dürre hervorgegangen war. Der Krisenfonds hatte zum Ziel, die Abwanderung aus den verödeten Bergregionen zu stoppen und diese neu zu erschließen. Das Stiftungskapital dieser Stiftung schweizerischen Rechts stammte aus Spenden und dem Verkauf der Schallplatte *Abschied eines europäischen Bergbauern* von Willi Stelzhammer und Nicky Busch von Longo maï. Im international besetzten Stiftungsbeirat saßen namhafte Experten der ETH Zürich, ein Forstexperte der UNO sowie der Schweizer Philosoph Denis de Rougemont. 2000 freiwillige Zahler verpflichteten sich, einen monatlichen Beitrag für den Krisenfonds zu leisten. Am Ende kamen 5 Millionen Franken zusammen. Bedürftige Bergbetriebe erhielten Geld oder ein zinsloses Darlehen. Und auch Longo maï investierte: Eine Futtermühle für 260 000 Franken wurde angeschafft, ein Mähdrescher für 15 000 Franken, eine Ölpresse für 120 000 Franken. Und im geplanten Feriendorf Les Magrans begann man mit den ersten Restaurationsarbeiten.

Für seine Projekte genoss Longo maï Unterstützung bis weit in bürgerliche Kreise hinein. Einen Sammelauftrag auf dem Basler Münsterplatz unterschrieben 1974 bekannte Persönlichkeiten wie Walter Bosshart, Leiter der evangelischen Zeitschrift *Christ und Welt*, der Direktor der Basler Theater Werner Düggelein, die Nationalräte Peter Dürrenmatt und Helmut Hubacher, der Direktor des Kunstmuseums Franz Meyer, der Grafiker Celestino Piatti, Sandoz-Direktor Marc Sieber und Regie-

rungsrat Edmund Wyss. Man sah in dieser engagierten Jugend ein unterstützungswürdiges Potenzial, selbst wenn man nicht mit jeder einzelnen Idee einig gehen mochte.

In der Euphorie schien alles möglich. Bald schon folgte Longo maï der Devise von Rémi, der sagte: *Es war uns immer klar, dass die von Longo maï im europäischen Berggebiet angewandten Methoden auch in die Dritte Welt übertragbar sind.* Longo maï streckte seine Fühler nach Lateinamerika aus. 1978 waren 100 000 Menschen aus Nicaragua vor der Somoza-Diktatur ins benachbarte Costa Rica geflüchtet. Für diese Flüchtlinge entwickelte Longo maï ein Dreipunkte-Programm: Lieferung dringend benötigter Hilfsmittel; Aufnahme junger Flüchtlinge in die Longo-maï-Kooperativen; Ankauf eines Landguts in Costa Rica, das als Empfangskooperative für die Flüchtlinge dienen sollte.

Das Programm wurde umgesetzt. 31 nicaraguanische Flüchtlinge im Alter von 14 bis 24 Jahren wurden in den europäischen Kooperativen untergebracht. Informationsveranstaltungen in Schweizer Städten mit Vorführungen des eigens produzierten Dokumentarfilms *Patria libre o morir* von Florence Jamnot weckten die Anteilnahme an der nicaraguanischen Tragödie. 25 000 Personen spendeten insgesamt 600 000 Franken. Damit wurden einerseits die Hilfslieferungen – drei Charterflugzeuge mit insgesamt 35 Tonnen Material – an die notleidenden Flüchtlinge im Bürgerkriegsgebiet organisiert. Andererseits kaufte Longo maï die Finca Sonador in Costa Rica. Als im Juli 1979 die Sandinisten in Nicaragua siegten, kehrten die rund hundert Flüchtlinge aus Costa Rica nach Nicaragua zurück. An ihrer Stelle kamen 1980 mehrere Dutzend Flüchtlingsfamilien aus El Salvador, die bis heute auf der Finca Sonador zusammen mit ehemals landlosen Costa-Ricanern leben.

Alle diese Aktionen fanden in der Presse ein gewaltiges und wohlwollendes Echo.

Die Longo-mai-Mitglieder waren sich indes bewusst, auf welch schmalen Grat sie mit ihrem Expansionskurs wandelten. *Waghalsig*, mit diesem Wort begann bereits 1978 der erste Rechenschaftsbericht des Krisenfonds. *Denn das alles ist natürlich nicht ohne Gefahr*. Die Gefahr sahen sie jedoch weniger in einer allzu schnellen Ausdehnung der Aktivitäten, als vielmehr in einer möglichen Ermüdung des Publikums, das ja zu ständig neuen Solidaritätsaktionen ermuntert werden musste. *In dieser Welt von Ungleichheit, Gleichgültigkeit und Egoismus wäre es selbstverständlich Ihr Recht, angewidert und müde zu sein, zu lange und immer nur mit wenigen sich dafür einzusetzen, was Ihnen heute als normale Pflicht zu einer einfachen menschlichen Solidarität erscheint*.

Noch aber waren die Erfolgsmeldungen allzu überzeugend, als dass man sich hätte infrage stellen wollen oder müssen. Der Rechenschaftsbericht des Krisenfonds nannte stolze Zahlen: Überbrückungskredite in einem Gesamtumfang von rund 2,5 Millionen Schweizer Franken hatten den Erhalt von ungefähr sechzig bäuerlichen Betrieben ermöglicht, die zusammen rund 500 Arbeiter beschäftigten. Das ließ sich doch sehen!

Longo mai fasste den Aufgabenbereich sehr weit. Überall sah man Chancen, nirgendwo Schwierigkeiten. Etwa im Straßenbau: *Die Idee zur Gründung eines Straßenbauunternehmens ist uns in den Sinn gekommen, nachdem wir gesehen haben, in welch kläglichem Zustand vor allem Hofzufahrten und Kanalisationen sind. Auch hier erweist sich, dass die spezialisierten Unternehmen keine wirtschaftlich brauchbare Lösung für diese lebenswichtigen Bedürfnisse der Berghöfe anbieten können*, hieß es 1977. Auch Filmteams sollten gebildet und ausgerüstet wer-

den, nach Rémis Vorstellungen mit Super-8-Filmen: *Das Super-8-System soll weiter entwickelt werden. Es besitzt nämlich den Vorteil, mobiler und kostengünstiger zu sein, als das 16mm-System. Es sollten möglichst viele Filmgruppen ausgebildet und mit leichtem Material ausgerüstet werden, um Filmproduktionen folgender Art realisieren zu können: Aktionen von Longo mai, Monographien von Regionen, künstlerische Filme*.

Jede Neuigkeit, jeder Fortschritt war eine Mitteilung wert. Man war hoffnungsfroh und stolz, sah sich als Avantgarde einer besseren Zukunft. Das Manifest des Kongresses von Flühli im September 1974 – dem ersten Kongress nach Gründung von Longo mai – wurde mit großem Selbstbewusstsein unter die Leute gebracht. Fünf Punkte umfasste es, fünf Punkte, in denen der eigene Wille bekräftigt und das Wir-Gefühl gestärkt wurde. Unter Punkt 2 hieß es beispielsweise: *Mit 0,60 Hektaren pro Person werden wir die Existenzgrundlage für 200, 300, 400, 500, 1000... junge Europäer auf den verlassenen Feldern und Weiden der Berggebiete sichern*. Und unter Punkt 3: *Die 300, 400, 500, 1000... erwarteten Pioniere werden wir aus dem Kreis der am meisten Benachteiligten – den jungen Arbeitslosen aus den Städten und den Dörfern – rigoros auslesen nach ihrer Fähigkeit zum Lachen, zur Arbeit, zur Liebe*.

Der Himmel schien grenzenlos.

*

Die Naturstraße ist schlammig. Albert und ich fahren hinauf zur Radiostation Zinzine. Sie liegt auf einem Hügel oberhalb der Kooperative Grange Neuve. Ich sitze am Steuer und komme mit dem matschigen Untergrund nur schlecht zurecht. Einmal greift mir Albert entschieden ins Lenkrad, was ich nicht als Affront gegen meine Fahrkünste auffasse, sondern als Hilfestel-

lung eines geübten Fahrers und Offiziers der Schweizer Armee. Wir kommen heil oben an.

Die Radiostation Zinzine ist ein niedriges weißes Gebäude, überragt von einem riesigen Sendemast. Ich soll mich umsehen, er schaue solange nach den Schafen. Am Mikrofon, vor sich ein Mischpult mit vielen Reglern, sitzt eine Frau mit Kopfhörern, die gerade eine Jazzsendung, die wöchentliche »Bulle de Jazz«, moderiert. Sie heißt Ute. Mit einer Kopfbewegung deutet sie mir an, leise zu sein. Sie präsentiert den Zuhörern gerade drei neu erschienene CDs, die ihr von den Labels zugeschickt wurden. Sie reißt die Cellophanhülle auf und legt die CD ein, während sie aus dem Booklet Titel und Interpreten vorliest – eine Neuentdeckung für die Zuhörer wie für die Moderatorin. Sanft setzt die Musik ein, Jazz mit Gitarre und französischem Gesang.

An den Wänden Regale mit Schallplatten, CDs, Büchern, Broschüren, dazwischen hängen Plakate. In der Mitte des Raumes steht ein großer Holztisch. Hier finden regelmäßig die Diskussionen statt, die live aus dem Studio übertragen werden: Gespräche mit Musikern, Politikerinnen, Aktivisten. Gewandt macht die Moderatorin mit leichtem deutschem Akzent ihre Ansage. Man hatte mir bereits gesagt, dass bei Radio Zinzine Leute mit den unterschiedlichsten Akzenten moderieren. Später erzählt Ute, dass sie diese Jazzsendung bereits seit Jahren macht, normalerweise gemeinsam mit einem Kollegen. »Ich liebe Jazz, ich liebe den Kontakt mit den Musikern und gehe so oft wie möglich an Konzerte. Manchmal lade ich sie auch hier ins Studio ein.« Sie zeigt mir ihre Webseite mit ihren Fotos und Ausschnitten aus den Interviews mit den Musikern.

»Wer bei uns Radio machen möchte, der darf«, sagt Ute. »Das Technische ist relativ leicht zu erlernen. Sobald du das beherrschst, trägst du dich in die Radioliste ein. Schon bist du auf

Sendung.« Klar, dass nicht alle Übergänge klingen wie bei France Culture. Doch es ist nahe der Radiotheorie, die Bertolt Brecht in den Dreißigerjahren entwickelte: Das Radio sollte ein Austauschmedium sein, das Diskussionen zwischen Hörenden und Sprechenden ermöglicht und Debatten befeuert – hier bei Zinzine ist der Weg vom Rezipienten zum Produzenten besonders kurz.

1981 ging Zinzine erstmals auf Sendung, das war ein wichtiges Datum für Longo maï und ein politisches Signal: Abseits der etablierten Kanäle wollte Radio Zinzine *Gegenöffentlichkeit* schaffen, Partei ergreifen, an Verdrängtes und von den Mainstream-Medien Ignoriertes erinnern und denen eine Stimme geben, die sonst nicht gehört werden. Der Sender hatte sich in der Haute-Provence bald als regionale Stimme etabliert. Am Anfang sendeten die Radiomacher 24 Stunden am Tag live, heute übernimmt, wenn niemand im Studio ist, ein Computer die Auswahl der Musikstücke und früherer Sendungen.

Das Programm von Radio Zinzine ist vielfältig: Hardrock, Klassik, französische Chansons, ein Interview mit einem Liedermacher oder mit Philosophen wie Stéphane Hessel. Informationen über die Campesinos in Bolivien, über die aktuelle Lage in Palästina oder die Aufständischen im arabischen Raum. In der Sendung »Le Génie des Alpagnes« geht es um Themen aus dem ländlichen Raum: um die Kämpfe der Bauern in Mali, den Impfpflicht für Schafe oder das Agrobusiness allgemein. »Au cœur de la tempête« widmet sich der alternativen Rockmusik. Das Programm folgt den Interessen derjenigen, die am Mikrofon sitzen. Wer etwa wie Céline eine Sendung über französische Comic-Neuerscheinungen machen möchte, der kann und soll dies tun. Und dann gibt es natürlich noch die berühmten Radiofeste, an denen regelmäßig bekannte Musiker und Bands live auftreten.

Seit Radio Zinzine auch über Internet zu empfangen ist, dient es als verbindendes Medium zwischen den Kooperativen; ob im Büro in Basel, auf dem Hof Ulenkrug in Mecklenburg oder auf Stopar in Kärnten, überall läuft der Sender. Hier erfährt, wer will, die neusten Lokalnachrichten aus der Region Haute Provence, oder hört Mitgliedern von Longo maï zu, die gerade am Moderieren sind. In vielen Gesprächen in den Kooperativen sind die Radiosendungen ein Thema; da wird beispielsweise die Musikauswahl einer Moderatorin gelobt oder die Aussage eines Studiogastes diskutiert. Später, als ich zu Hause Radio Zinzine höre, berührt es mich, dass ich Stimmen von Leuten wieder höre, die ich in Vollversammlungen oder bei anderen Gelegenheiten kennengelernt habe. Es ist, als ob ich dort noch als Mäuschen im Raum anwesend wäre.

*

Endlich werde ich Paul treffen, wir haben uns im Gemeinschaftsraum von Grange Neuve verabredet. Er sitzt an einem Holztisch, vor sich eine Karaffe Wein, aus der er auch mir ein Glas einschenkt. Der ehemalige Berner Gymnasiast, der 1983 zu Longo maï gestoßen ist, hat mehr als sein halbes Leben in der Kooperative verbracht. Dem Aussehen nach könnte er ebenso gut Landarbeiter wie Universitätsprofessor sein. Nach anfänglicher Verlegenheit finden wir heraus, dass wir beide gerne historische Bücher lesen. Wir unterhalten uns angeregt über diejenigen, die wir beide kennen. Er ist Mitglied einer Lesegruppe, die regelmäßig historische und gesellschaftspolitische Werke liest und diskutiert. Der Aufstieg des Nationalsozialismus und der Holocaust sind Themen, die Paul besonders interessieren. Noch lange wird er mir Mails mit Buchtipps und seinen Rezensionen zuschicken.

Paul ist ein politischer Denker, kritisch gegenüber der Gesellschaft und durchaus auch gegenüber Longo maï. Er will sich nicht dem ökonomischen Effizienzdenken unterordnen, das in letzter Zeit verstärkt in der Kooperative Einzug gehalten habe. Und so nimmt er sich bewusst Zeit zum Lesen und zur Erziehung seiner jüngsten, zweijährigen Tochter Luna. Diesen Freiraum der intellektuellen Tätigkeit verteidigt Paul, der ein alternatives Konzept von Arbeit vertritt. Bis heute werde bei Longo maï nicht aufgeschrieben, wer wie viel oder wie lange arbeite, sagt er. »Wir haben den festen Anspruch, die Sphärenaufteilung unseres Lebens in Erwerbsleben und Freizeit aufzuheben. Gerade in Krisenzeiten werden Aussagen wie ›Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen‹ wieder salonfähig. Und Sprüche wie ›Zeit ist Geld‹ sitzen vor allem in der schweizerischen Volksseele tief, die muss man über Bord werfen!« Er beharrt auf einem anderen Arbeitsmodell und lebt dieses auch, anders als viele hochengagierte Verfechter der Entschleunigung, die von Vortrag zu Vortrag hetzen.

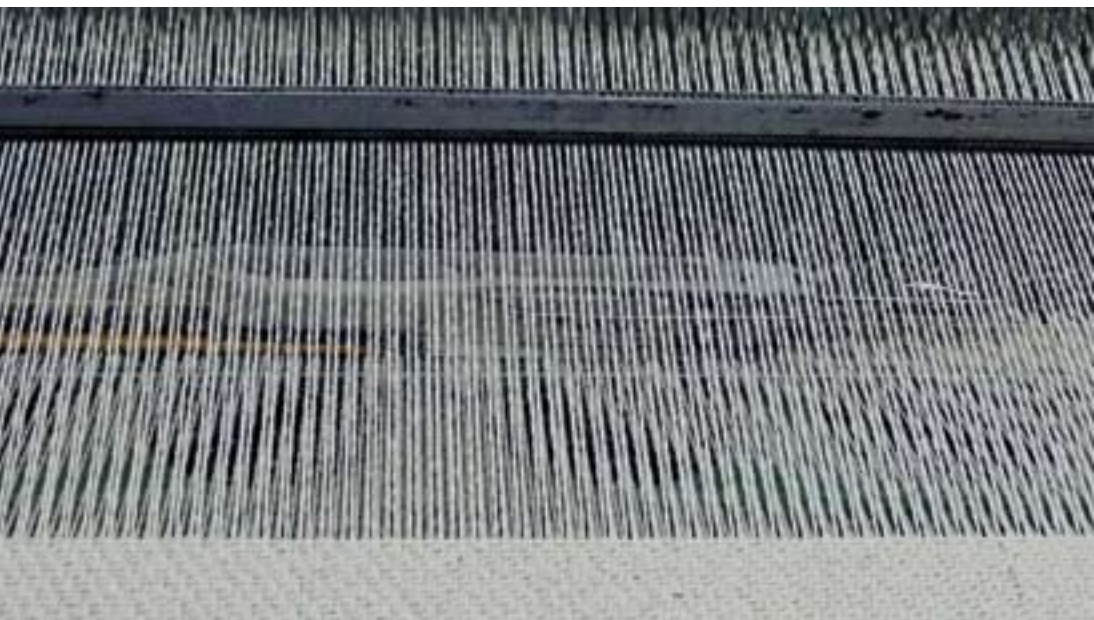
Paul glaubt weder an die segensreiche Wirkung des freien Marktes noch an eine Ideologie des ständigen Wachstums. Im Gegensatz zu seinem Vater, dem Mikrobiologen, der ein Fortschrittsoptimist ist und daran glaubt, dass mit gentechnisch veränderten Pflanzen der Welthunger besiegt werden könne, vertritt Paul eine gentechkritische Position. »Gentechnik ist eine unberechenbare Technologie, die mehr Probleme kreiert, als sie löst. Mit einer gerechteren Verteilung und anderen wirtschaftlichen Strukturen lässt sich die Welternährungslage bedeutend risikoloser verbessern, und das ohne die Agrarmultis, die das Saatgut produzieren.«

Im Rückblick auf die letzten Jahre konstatiert Paul, dass das Leben in der Kooperative im Lauf der Zeit freier geworden















ist; die einzelnen Mitglieder können sich stärker individuell orientieren und ihren eigenen Interessen nachgehen. Die frühere militärisch anmutende Rhetorik (*Pioniersiedlung, verlassene Höfe besetzen*) ist beinahe verschwunden. Das hatte jedoch zur Folge, dass Longo maï an politischer Schlagkraft einbüßte. Paul vermittelt einen selbstkritischen Eindruck, ohne dass er sich oder seinen Weg verleugnete. Diese reflexive Distanz, konstatiert er, habe es in den Anfangsjahren, als Longo maï expandierte, kaum gegeben. In der Analyse der heutigen Gesellschaft und der Existenzweise der Kooperative macht sich Paul nichts vor: Damit das Modell Longo maï, das keine Trennung zwischen »produktiver« und »unproduktiver« Tätigkeit kennt, ökonomisch funktioniert, braucht es finanzielle Beiträge von außerhalb. »Wir leben zur Hälfte von Spenden«, sagt Paul, »die andere Hälfte erwirtschaften wir durch die Landwirtschaft und durch Agrarsubventionen.« Die Spenden kämen hauptsächlich aus der Schweiz, doch die flössen nur, »solange wir den Spendern ein Projekt vermitteln, an das sie selbst glauben können. Allein dies behindert eine radikale Gesellschaftskritik im Prinzip, da ständig die unausgesprochene Forderung besteht, sich als Erfolgsmodell zu präsentieren.«

Müsste die Analyse nicht noch weiter gehen? Die pathetische Aufbruchstimmung ist verraucht, viele der Hoffnungen haben sich ins Gegenteil verkehrt, spitze ich bewusst zu. Anstatt dass sich in der Gesellschaft nach und nach gerechtere und solidarischere Verhältnisse etablieren, so wie sie es sich erträumt hatten, öffnet sich in vielen Bereichen die Schere: zwischen Reichen und Armen, zwischen Inländern und Ausländern, zwischen den Religionen. Fremdenfeindliche Kräfte haben Zulauf, wie überhaupt rechtspopulistische Bewegungen in vielen Ländern Europas im Auftrieb sind, so in Italien, Frank-

reich, der Schweiz oder den Niederlanden. Von den neoliberalen Kräften des globalisierten Marktes ist kaum mehr ein gesellschaftlicher Bereich ausgeschlossen. 68er-Revolutionäre, so sie denn politisch geblieben sind, haben allen Grund, mit der Gegenwart zu hadern. Alles Makulatur, Abgesang, hoffnungslos? Lohnt es sich weiterzukämpfen?

»Ich habe den Glauben an Longo maï als weltumspannendes Modell, als Keimzelle einer besseren Welt innerlich längst aufgegeben. Deshalb habe ich mich aber mit den gesellschaftlichen Gegebenheiten nicht arrangiert, meine Empörung über gesellschaftlich ungerechte Zustände ist ungebrochen. Sicherlich sieht der Horizont düster aus, die Kräfteverhältnisse für einen emanzipativen gesellschaftlichen Umbruch stehen nicht besonders gut. Das heißt aber keineswegs, dass ich die Welt, wie sie ist, deswegen akzeptiere. Ich glaube, dass es in diesem Sinne kein ›außerhalb‹ der kapitalistischen Gesellschaft gibt. Sie setzt nicht nur äußere Schranken, sondern durchdringt und formatiert auch deren Individuen. Ausbrechen, ›aussteigen‹ wie man damals sagte, ist nicht einfach nur durch einen willentlichen Akt möglich.«

Weshalb bleibt er denn bei Longo maï? Paul denkt nach: »Auf theoretischer Ebene würde ich die Nicht-Rentabilität und die Arbeitskritik in den Vordergrund stellen. Wenn heute bei Longo maï jemand eine neue Aktivität beginnen will, steht nach wie vor nicht der Marktwert oder die Rentabilität dieser Aktivität im Zentrum, es ist ihr sinnlich-stofflicher Inhalt, der immer wieder innerhalb der Gruppe zur Diskussion steht.« Arbeit also um der Arbeit, nicht um des Geldes willen? »Genau. Das ist für mich ein interessanter Versuch und vor allem eine starke Kritik an der Welt, die uns umgibt. Denn dieses System kennt nur einen Sinn, einen blind vor sich hin prozessierenden

Selbstzweck: die Vermehrung von Geld. Was sich rentiert, hat einen Sinn, egal, ob die Menschheit daran zugrunde geht.«

Mit seinen Händen beschreibt er einen großen Kreis. Mit seiner ruhigen Stimme erscheint er eher wie ein Zenmeister als wie ein radikaler Aufwiegler; er überbringt der Gesellschaft zwar die schlechten Nachrichten als Aufruf zum Umdenken, jedoch ohne den eifernden Ton eines Predigers. Nach einer Pause fährt Paul fort: »Vielleicht in einer zukünftigen, besseren Gesellschaft werden wir als ein Lichtlein angeschaut, als eine Fackel, die den Weg gewiesen hat. Nicht mehr, aber auch nicht weniger.«

Ich schaue mich um im Raum. Viele kommen, setzen sich nach einem langen Arbeitstag zum Essen nieder, ohne Sitzordnung, die schweren Schuhe unter der Tischplatte, mit den Händen zu Brot oder Wein greifend. Langsam werden sie satt, einige sitzen noch ein wenig zusammen, andere stehen auf und gehen bereits wieder weg. Wirklich, bei den allermeisten Menschen sieht ein gewöhnlicher Werktagsabend anders aus.

Später schickt mir Paul das Gedicht »Wir sind nicht die Lösung«. Es stammt von Johannes, einem ehemaligen Mitglied, und diente 2004 bei einer Longo-maï-Fotoausstellung dazu, die Besucher mit der Essenz der Kooperative bekannt zu machen.

Was wird aus uns?, / fragt das Kind, / das in der Schule durchfällt, / die marokkanischen Sklaven in den Treibhäusern Andalusiens, / ausgebombte Bevölkerungen / und die verstrahlten Bewohner Bieloruslands, / das manipulierte Gen, / die »Wegrationalisierten«, die Arbeitslosen, / der Selbstmörder / durch seinen Akt der Hoffnungslosigkeit.

Beenden wir die Liste / Hören wir auf, immer schneller zu rennen, / uns zu mobilisieren, zu automobilisieren, / zu machen,

machen, machen – / egal was, nur um aktiv zu sein – / Aktivisten des Ausweichens, / um uns nicht die Frage zu stellen, / obwohl sie sich aufzwingt, / auch implizit und oft unbewusst / und oft konkret, in den Tatsachen, / Was wird aus uns? / Und im Echo klingt dahinter die andere Frage: / Was ist aus uns geworden?

[...]

Lehrlinge wurden Landwirte, Studenten Schäfer, Aktivisten bauten Häuser. / Andere scherten Schafe, verarbeiteten die Wolle, das Fleisch. [...] / Nie behaupteten sie, ein Modell zu sein, / aber sie experimentierten andere Lebensformen, / abseits der kalten, irrsinnigen / Logik der Rentabilität.

[...]

Bald merkten sie, dass die Industriegesellschaft sie einholte. / Nicht nur die Touristenmassen entdeckten das Hinterland / Und die Autobahnen und Schnellzüge schafften es auch bis in die Berge / Und brachten eine neue Bevölkerung mit. / Auch die radioaktiven Wolken, die Konsequenzen der Krise, die Kriege / Und das Leid, das die ökonomische Maschine überall auslöst, / diese Maschine, die alles in Geld verwandelt, / ohne vor irgendeiner Zerstörung zu zögern. / All das macht nicht Halt an den imaginären Grenzen der »Alternative«.

Und wiederholt permanent all jenen, die es hören wollen, die Frage: / Was wird aus uns?

[...]

*

Simon und ich nehmen Abschied von der Kooperative Grange Neuve. Auf der Rückfahrt in die Schweiz wollen wir einen Abste-

cher nach Briançon in den Hautes-Alpes machen, um die *filature*, die Spinnerei Chantemerle, zu besuchen. 1968 war sie stillgelegt worden; Longo maï hatte sie 1976 dann vor der Umwandlung in ein Hotel bewahrt und gekauft. Kaplan Cornelius Koch berichtete in der *Diakonia. Internationale Zeitschrift für praktische Theologie*, wie die Finanzierung lief: »Doch [die Spinnerei] Briançon bot schlagartig die Möglichkeit von dreißig neuen Arbeitsplätzen, kostete allerdings 300 000.– Schweizerfranken, ein Betrag, den Longo maï in nützlicher Frist nicht aufbringen konnte. Da sprangen die Kirchen ein. Vierzehn katholische und evangelische Pfarrer forderten in einem Osterappell ihre Kollegen im Pfarramt auf, Briançon möglich zu machen. Zehn Pfarrer streckten aus persönlichen Mitteln die ersten 30 000.– für die Anzahlung vor. Ihr Beispiel zündete, das kaum Mögliche wurde möglich: innert sechs Wochen beteiligten sich über hundert Schweizer Pfarrer und Kirchgemeinden an der Vorfinanzierung und liehen die 300 000.– (meist aus persönlichen Vermögen).« Bevor die Spinnerei wieder benutzt werden konnte, musste sie aber hergerichtet werden. Dazu wurden *drei Tonnen Schutt und Staub rausgeschafft, fünf Besen verbraucht, dreihundert Kilo weißer Farbe: die Fabrik glänzt, wir sind schwarz.*

Um nicht allzu hungrig in der Spinnerei einzufallen, entschließen wir uns, erst etwas zu essen. Wir stellen das Auto in der Unterstadt ab und spazieren in die alte steinerne Oberstadt mit der Zitadelle, die kürzlich in die Liste der UNESCO-Weltkulturgüter aufgenommen wurde. Die Spinnerei, die wir kurze Zeit später gesättigt erreichen, steht etwas außerhalb von Briançon am Fluss Guisane. Ein älteres, langgestrecktes Gebäude, das mit seinem sich drehenden Mühlrad aussieht wie aus längst vergangenen Zeiten. Wir gehen hinein. Christophe, knapp fünfzig und hochgewachsen, übernimmt die Führung

durch die Spinnerei. Er ist einer der Franzosen, die 1973, als die deutschsprachigen Gründungsmitglieder wegen linksradikaler Umtriebe des Landes verwiesen wurden, aus Solidaritätsgründen zu Longo maï stießen. Zusammen mit anderen brachte er 1976 die Spinnerei Chantemerle wieder zum Laufen. Nachfrage gab es von Beginn an und auch Ärger mit der Konkurrenz: *Unsere Leute in der Spinnerei erhielten einen Anruf von einer großen Textilfabrik in der Haute Loire. Empört brüllte der Handelsdirektor, dass wir die Wolle zu teuer von den Schäfern kaufen und keiner mehr billig für ihn verkaufen will. Es scheint, dass unsere einfachen Lösungen für die Bauern attraktiver sind als der ganze industrielle Fortschritt...*

Im Maschinenraum stehen alte Spinn- und Webmaschinen, die in ihrer verwirrenden Komplexität an die Anfänge der Industrialisierung erinnern. Ein ständiges Hin und Her von beweglichen Teilen, Spulen mit aufgerolltem Wollfaden, der aus der gewaschenen Wolle gewonnen wird. Im Untergeschoss der Spinnerei sehen wir die großen Bottiche, in denen die Wolle gereinigt wird.

Christophe lebt für diese Spinnerei, und seine Begeisterung ist ansteckend. Mit seinen zahlreichen Fachausdrücken in schneller französischer Rede überfordert er jedoch unser Aufnahmevermögen und unser technisches Verständnis. In einem Bericht aus den Anfangsjahren der Spinnerei heißt es: *Wir setzen die vier Karden wieder in Bewegung: die ›Drousse‹, die ›Bobineuse‹, die ›Cantre‹ und die vierte, die den Vorfaden macht. Keine Regelung nötig, alles läuft perfekt, wenn man nicht die Schnüre und die Drahtstücke berührt. Das kleinste Holz hat seine Funktion, nichts liegt zufällig herum.*

Eindrücklich, wie aus dem Ausgangsprodukt der weißen oder braunen Wolle von verschiedenen Schafrassen am Schluss

Pullover, Socken, Schals und vieles andere entsteht, was im Laden nebenan verkauft wird. Zwölf bis fünfzehn Tonnen Wolle werden in der Spinnerei pro Jahr verarbeitet. Die Wolle ist naturbelassen, künstliche Farbstoffe sind verpönt. In der Spinnerei wird die Idee von Longo maï sinnfällig sichtbar: Die ganze Wertschöpfungskette vom Schaf bis zum Endprodukt ist unter dem Dach von Longo maï vereint.

Christophe führt uns in den mit dunklem Holz ausgekleideten Aufenthaltsraum, der mit seinen in der Mitte stehenden Tischen vergleichbar mit dem von Grange Neuve, jedoch viel intimer ist. Anstatt achtzig Personen, leben in Chantemerle nur fünf bis zehn, je nach Arbeitsanfall. In einer Ecke des Raumes ist ein großer Bartresen aufgebaut, vor dem einige Holzhocker stehen. Wir nehmen dort Platz und bekommen von Eva, Christophes Frau, einen Kaffee serviert. An einer Wand entdecke ich in einem Wechselrahmen hinter Glas einen von Hand gezeichneten Che.

Eva trägt einen roten Wollpullover, es kann sich also nicht um ein Longo-maï-Fabrikat handeln. 1977, erzählt sie, in der depressiven Stimmung des Deutschen Herbsts, als die RAF gescheitert war und alle politischen Hoffnungen für sie in weite Ferne rückten, entschloss sie sich als knapp Zwanzigjährige zu einem Neuanfang. Sie gab ihre Arbeit als Krankenschwester in einem Berliner Krankenhaus auf und verließ Deutschland. Eine Landkommune, so was konnte sie sich vorstellen. Ein Jahr später war sie bei Longo maï in Grange Neuve. Mitte der Achtzigerjahre wechselte sie in die alte Spinnerei nach Chantemerle, wo sie zusammen mit Christophe den Wollverarbeitungsbetrieb aufbaute. Eva zeigt besonderes Geschick bei der Programmierung der verschiedenen Webmaschinen.

»Seit ich hier bin, hat sich der Ort enorm verändert«, erzählt Eva. »Briançon war einst eine wunderschöne, etwas ver-

schlafene Bergstadt. Jetzt ist sie schrecklich touristisch geworden, im Sommer wie im Winter. Die ganze Landschaft ist nicht mehr die gleiche wie vor ein paar Jahren. Es wurde viel gebaut, viele hässliche Ferienwohnungen in großen Betonblöcken, die mit ihrer Holzverkleidung nur so aussehen wie Chalets. Keines ist das ganze Jahr über bewohnt. Kalte Betten. Diese Entwicklung macht mir große Sorgen.« Sie schenkt uns frischen Kaffee aus der Espressokanne nach und fährt fort: »Für viele Leute sind die Alpen ein reines Sport- und Vergnügungsgebiet. Dass es hier eine agrarische Bergwirtschaft gibt, dass Bauern von ihren Produkten leben, das verdrängen die Touristen vollkommen. Viele Kinder, die hierherkommen, haben noch nie in ihrem Leben ein Schaf gesehen.«

Nach fast einem Vierteljahrhundert Chantemerle stehen allerdings auch für die Familie Veränderungen an: Christophe, Eva und ihre Tochter möchten loslassen und neu anfangen. Nicht vollständig brechen, aber weg vom überschaubaren Spinnereibetrieb. Sie haben sich entschlossen, in die Urkooperative nach Grange Neuve zurückzugehen. »Es war nie als Familienbetrieb gedacht hier, wir suchten nicht die kleinfamiliäre Idylle«, sagt Christophe. »Da ist es gut, wenn wir zurückgehen und jungen Mitgliedern von Longo maï eine Chance geben, sich in die Wollverarbeitung einzuarbeiten.«

Ein kurzer Besuch in der Spinnerei, mehr sollte es nicht sein. Das angebotene Abendessen schlagen wir aus; nach wenigen Stunden verlassen wir Chantemerle und fahren weiter, vorbei an Retortensiedlungen und ausgestorbenen Skistationen. Unschöne Bauten, eine Verschandelung der Landschaft. Den Wandel der verlassenen Bergregionen zu boomenden Touristikzentren haben die Aussteiger von Longo maï hautnah miterlebt. Inzwischen wirken sie selbst wie Fremdkörper. Landwirt-

schaft spielt eine immer kleinere Rolle; Tourismus dominiert. Gleichzeitig waren sie paradoxerweise selbst Vorreiter in der Besiedlung der Alpen durch Ortsfremde. Sie waren unter den Ersten, die herkamen, damals, als die Region noch von Abwanderung gezeichnet war. Pioniere eben. Heute, unter veränderten Bedingungen, wollen sie ausharren, selbst wenn sie sich unter den in der Hauptsaison einfallenden Ski- und Wandertouristen je länger desto fremder vorkommen.

Wir fahren die engen Kehren des Col du Galibier hinauf, und ich erinnere mich an alte sportliche Zeiten. Diesen Aufstieg habe ich einmal mit dem Fahrrad geschafft, unglaublich, dass ich mich diese steile Straße hinaufgequält habe. Jetzt, im Frühherbst, liegt nasser Schnee auf den Weiden. Eine Herde Schafe überquert die Straße. Oben ist der Schnee dichter geworden, fast schon Winter.



Schwierige Zeiten

Winter, tiefster Winter ist es, als wir uns von Berlin aus in den Norden aufmachen. Wir sind auf dem Weg zum Hof Ulenkrug in Mecklenburg-Vorpommern. Schnee wirbelt vor der Windschutzscheibe, und die Konturen der Landschaft verschwimmen im Weiß. Winter war es auch, als 1979 der *Schweizerische Beobachter* und die *Basler AZ* ihren Angriff auf Longo mäi lancierten. Innerhalb kurzer Zeit entwickelte sich daraus eine intensive Pressekampagne, die einige Wochen andauerte und die Kooperative an den Rand des Ruins brachte. In Hunderten von Artikeln war Longo mäi plötzlich nicht mehr die freundliche selbstverwaltete Kooperative mit dem großen Herzen für die Bedürftigen dieser Welt. Stattdessen forderte man, im Namen einer angeblich getäuschten Öffentlichkeit, Rechenschaft über das Finanzgebaren und die internen Verhältnisse bei Longo mäi. Der Erfolg war auf einmal suspekt, jetzt hieß es plötzlich,

Longo mä habe sich, so die linksliberale Tageszeitung *Libération*, vom »linken Phalanstère zum Schweizer Multi« entwickelt und darüber seine Wurzeln vergessen.

Die Zeit der Pressekampagne wünschen sich diejenigen von Longo mä, die sie miterlebt haben, nicht zurück. Ab Dezember 1979 erschienen in der Schweiz über zweieinhalb Monate 533 zumeist negative Artikel. Die Kooperative wurde frontal angegriffen, in der *Basler AZ* stand beispielsweise: »Die einst gehegte Hoffnung ist abgesackt in Misswirtschaft und Sektierertum, ist erstickt nach nur 8 Jahren in einem undurchsichtigen bürokratischen Großunternehmen. Aus der Reihe der einstigen Pioniere hat eine Herrscherkaste von wenigen Figuren die Hefte an sich gerissen, eine Gruppe von Menschen mit aufwendigem Lebensstil und mit Herrenmenschen-Allüren.« In vielen Artikeln stieß man sich am allzu selbstbewussten Auftreten der Mitglieder, Longo mä sei zu schnell gewachsen und zu einer ebenso sektiererischen wie undemokratischen Organisation mutiert. Damit würden undurchsichtige Finanzströme mit der Verschwendung von Geldern einhergehen.

Einer der schärfsten Kritiker war Hans Caprez vom *Schweizerischen Beobachter*. In seinem ersten Artikel vom 10. Dezember 1979 fuhr er hartes Geschütz auf: Er warf Longo mä Schmarotzertum, Misswirtschaft und unklare Verwendung der Spendengelder in Millionenhöhe vor, berichtete von verlotterten Häusern und demütigenden Ritualen für die Neuankömmlinge. Die Öffentlichkeit sei über die wahren Absichten der Kommunarden getäuscht worden. Der Journalist zeichnete ein verheerendes Bild von Longo mä, kein gutes Haar ließ er an der Kooperative.

Natürlich ließ Longo mä die Anschuldigungen nicht auf sich sitzen. Caprez entwickelte sich zu ihrem speziellen Feind-

bild. Der Ton war gehässig. Man warf dem Journalisten vor, dass er die Kooperative gar nicht selbst besucht habe, dass er seine Artikel auf der Zürcher Redaktion schreibe und sich Informationen von anonymen Berichterstatte(r)innen zutragen lasse. *Hätte sich Redaktor Caprez einmal die Mühe genommen, unvoreingenommen den Alltag einer unserer Siedlungen kennenzulernen, wäre er sicher nicht auf die Idee gekommen, dass wir die gähnende Langeweile von Grand Hotels brauchen, um uns wohl zu fühlen. In einem Punkt hat Herr Caprez allerdings richtig beobachtet: Beim Essen wird in Longo mä nicht gespart.*

Hans Caprez war nicht irgendwer. Er hatte unter anderem in den frühen Siebzigern Licht in die Machenschaften der Schweizer Organisation Pro Juventute gebracht, die mit ihrem Programm »Kinder der Landstrasse« über Jahrzehnte jensische Kinder von ihren Eltern trennte. Und eine seiner Informantinnen und Undercoveragentinnen war, wie Hans Caprez mir erzählte, die spätere Schriftstellerin Mariella Mehr. »Wissen Sie«, sagte mir der inzwischen pensionierte Journalist in einem Telefongespräch, »es hätte nichts gebracht, selbst dahin zu gehen. Die Longo-mä-Leute waren mir gegenüber so unverhohlen feindselig, da hätte ein eigener Augenschein nur als Provokation gewirkt. Die haben potemkinsche Dörfer aufgebaut für Journalisten; wie es wirklich war, das hat man nur durch eine verdeckte Ermittlung herausfinden können.«

Caprez betont, dass er seinen Berichterstatte(r)innen immer habe vertrauen können. Das zeige sich auch in den späteren Prozessen. Er sei der üblen Nachrede angeklagt worden, aber die Hauptvorwürfe habe Longo mä wohlweislich gar nicht erst vor Gericht gebracht, da sie ohnehin keine Chance gehabt hätten. In den Hauptpunkten stützte das Gericht seine Darstellung immer, nur in den Nebenaspekten, etwa ob die Männer

wirklich immer vor den Frauen duschen durften, folgten die Richter ihm nicht.

Tatsächlich, im Sozialarchiv in Zürich lässt sich ein Gerichtsurteil des Zürcher Obergerichts vom 9. Februar 1981 finden, das Caprez' Darstellung bestätigt. Darin führten die Richter aus: »Wenn Leute, die eigentlich als Pioniere und Bergbauern arbeiten wollen, Flugstunden nehmen, Sportwagen fahren und weite Auslandsreisen unternehmen und dort erstklassig logieren, dann sind sie von dem angestrebten Lebensstil tatsächlich meilenweit entfernt. Und wenn das innerhalb der Genossenschaft wegen dem bestehenden Informationsvorsprung nur im wesentlichen dieselben Leute sind, dann bildet sich eben eine Herrscherklasse heraus.« Longo mä verlor den Prozess und erhielt die Gerichtskosten auferlegt.

Wie waren die Reaktionen, nachdem er diesen Artikel publiziert hatte? »Oh, es gab einen Riesenaufruhr. Feindseligkeit. Es war Krieg, ich wurde in einer Broschüre angegriffen und verunglimpft. Aber das ist jetzt über dreißig Jahre her, und ich habe vieles vergessen. Mit der Zeit ist Gras drüber gewachsen und es hat sich wieder beruhigt.« Longo mä bezeichnete diese kritischen Artikel als eine Hetzkampagne der *Pressekonzerne*. Caprez, darauf angesprochen: »Nein, aus meiner Sicht war es keine Hetzkampagne. Das würde ja bedeuten, dass wissentlich etwas Falsches behauptet wurde. Aber die Vorwürfe haben den Tatsachen entsprochen, auch wenn das den Aktivisten nicht behagte. Die meisten von ihnen konnten belegt werden, das haben Gerichtsurteile bestätigt.« Caprez betont, wie weit entfernt ihm diese Kämpfe von früher seien. Sicher, er habe sich auch manchmal geirrt oder etwas allzu pointiert auf den Punkt gebracht. Heute aber blicke er gelassen darauf zurück. Auch die Gegenseite habe sich inzwischen bestimmt entspannt.

Damals aber war die Lage höchst angespannt. Denn die Vorwürfe, einmal in die Welt gesetzt, wurden abgeschrieben, popularisiert und zugespitzt, sodass sich in den Artikeln immer wieder ähnliche Argumente finden. Am stärksten in der Kritik an Longo mä taten sich die erwähnte *Basler AZ*, der *Schweizerische Beobachter* und die Boulevardzeitung *Blick* hervor. »Während unzählige junge Idealisten dem Ruf von Longo mä gefolgt sind«, hieß es in Letzterer, »und gratis in den Pioniersiedlungen schufteten, leben die Bosse in Saus und Braus. Sie kutschieren mit den Spendern in teuren Autos umher und steigen in Luxushotels ab.« Bilder in den Zeitungen zeigten den Renault Alpine, den die Kooperative angeschafft hatte. Mit seinen zwei Plätzen war der elegante Sportwagen wahrlich nicht gerade ein Auto, das man in einer Kooperative vermuten würde. Rémi habe die Anschaffung damit gerechtfertigt, dass damit in Not geratene Genossen in anderen Ländern schnell aus der Gefahrenzone evakuiert werden könnten, erklärt mir ein Mitglied. Der Öffentlichkeit rechnete Longo mä damals vor, dass auf 150 Erwachsene in der Kooperative gerade mal 21 Personenwagen kämen. Weiter wird in den Zeitungsberichten erwähnt, dass nicht weniger als acht Mitglieder Flugstunden genossen und einen Flugschein erworben hätten im Hinblick auf ihre Tätigkeit in der Dritten Welt – alles Praktiken, die völlig im Gegensatz zu den von Longo mä propagierten Idealen der Bescheidenheit stünden.

Für den Autor Luc Willette war diese Entwicklung zwangsläufig. Wer zu viel Erfolg hat, dem wird er missgönnt. Wie bei einer griechischen Tragödie folge nach dem Aufstieg unweigerlich der Fall: »Bereits stören sie, bereits ärgern sie andere mit ihren Reden; mit ihrer Art, nichts zu respektieren und die seriösesten Institutionen ins Lächerliche zu ziehen; mit der Arro-

ganz der Jungen, die an ihre Tätigkeit glauben und überzeugt sind, die Wahrheit zu besitzen; mit den Lektionen, die sie erteilen. Sie bewegen sich auf zu vielen Ebenen und sie wildern in zu vielen fremden Gebieten.« Somit habe sich Longo maï viele Feinde gemacht, die sich, sobald sich eine Gelegenheit dazu ergeben habe, gegen die Kooperative wandten und sie zu zerstören suchten. So die Parteien des linken Spektrums, allen voran die SP, denen Longo maï das Wasser abgegraben habe. Weiter die Hilfswerke, die um ihre Spenden fürchteten, als ein neuer erfolgreicher Player auf dem Markt auftauchte.

Mitte Februar 1980 kehrte in der Schweiz wieder etwas Ruhe ein. Die harten Angriffe hörten auf, und abwägende Stimmen fanden wieder mehr Gehör. Symptomatisch war der Artikel des Journalisten Arnold Fisch in der Berner Zeitung *Der Bund*. Fisch fand trotz aller Mängel einiges Bewahrenswertes an Longo maï und gab der Hoffnung Ausdruck, dass die Kooperative aus der Krise gestärkt hervorgehen werde. Er empfände es als eine bedauerliche Entwicklung, wenn die Kritik an Longo maï zu einer Verhärtung und Radikalisierung auch dieser Jugendbewegung führen würde, deren positives Potenzial er ausdrücklich betonte. Gefordert sei eine »Rückbesinnung auf die ursprüngliche Idee«, denn Longo maï erfülle nach wie vor ein Bedürfnis der Gesellschaft.

Als sich in der Schweiz die Stimmung beruhigt hatte, brach der Sturm in Frankreich los. Hier kamen die Angriffe aus der kommunistischen Ecke, die in Longo maï ein allzu libertäres und privatistisches Experiment sah. Die extreme Linke Françoise d'Eaubonnes fiel über Roland »Rémi« Perrot her: »Ein Wesen mit magnetischen Kräften, das aus sich diesen seltsamen Guru gemacht hat, steht an der Spitze einer Kommune mit despotischen Strukturen. Er ist jedoch völlig unfähig zu orga-

nisieren, ein unordentlicher Wirrkopf«, schrieb sie in einem Artikel, den sie später zu einem Buch ausweitete.

Longo maï wurde mit einer Psychosekte verglichen, die den Willen der Mitglieder breche und sie ausnütze. In einem Leserbrief an die linksgerichtete Zeitschrift *La Gueule ouverte* hieß es: »Altbekannt sind die Strukturen der Sekten, in denen die Anhänger ihren persönlichen, materiellen und intellektuellen Bedürfnissen entsagen müssen, um ausschließlich Teil der Gruppe zu sein und ein Sklavendasein zu ertragen. Altbekannt ist die selbstgenügsame Abgeschlossenheit, die Gruppenschizophrenie, die materielle Inkonsequenz und die krankhaften Beziehungen.«

Unter die kritischen Stimmen aus der Linken mischten sich in Frankreich auch Vorurteile gegenüber »den reichen Schweizern«, die viel mehr Geld als die lokale Bevölkerung besäßen. In einem Artikel in *Le Monde* war zu lesen: »Am Geld scheiden sich die Geister: ›Mal ehrlich, dass man beim Steinfelderpflügen keine Millionen erntet, weiß hier jedes Kind, und die schmeißen sie zum Fenster raus. Ohne die Geldüberweisungen würden die schon lange nicht mehr die Berglandwirtschaft retten, sag ich Ihnen.‹ Sie sagt es wirklich, die Bäuerin, die auf dem Markt von Forcalquier ihren Käse verkauft, und drückt so nebenbei die hier sehr verbreitete Ansicht aus: Longo maï hat das Geld und vielleicht, ganz unbewusst, die Arroganz des Geldes.«

Erstaunlich, wie emotional und unerbittlich die Diskussionen geführt wurden, Gegner und Befürworter lieferten sich einen harten Kampf. Auf beiden Seiten wurde nicht mit Vorwürfen gespart; Longo maï wettete an die Adresse der Kritiker: *Glauben Sie nicht, dass Ihr Versuch, Longo maï mit so vielen Artikeln zu zerstören, ein krimineller Akt ist? Longo maï, eine der wenigen Jugendbewegungen, die weder Fensterscheiben noch sonst etwas zerstört, sondern entschlossen den Versuch unter-*

nimmt, alternative Wege aus der blockierten Industriegesellschaft aufzuzeigen. Unlautere Kriegsmethoden mit verdeckten Ermittlern warf Longo maï ihnen vor; das alles sei eine konzertrierte Aktion und Hetzkampagne der Pressekonzerne, die aus grundsätzlichen Motiven jegliche freiheitliche Bestrebung bekämpften. Vor nichts wurde halt gemacht. Kein Schlag war ihnen zu niedrig. Sie haben geschnüffelt und gewühlt, unsere Waschkörbe umgekrempelt, brennende Fragen unserer Hygiene und Moral behandelt. [...] Der Vorwand für die Hetzkampagne ist, dass Longo maï der Öffentlichkeit Rechenschaft schuldig ist. Und die Journalisten sind der Öffentlichkeit keine Rechenschaft schuldig? Sie können sich jede Verantwortungslosigkeit erlauben? Der Ton in diesen Artikeln ist alarmierend. Er ist nicht kritisch polemisch, sondern unschweizerisch und volksverhetzend und erinnert erschreckend an die Pressekampagnen in der Geschichte, wo man Gruppen von Andersdenkenden einfach als perverse Volksfeinde abgestempelt hat, ihnen einen Judenstern verpasste und sie verschickte, hieß es in einer Longo-maï-Sondernummer mit dem Titel »Blitzkrieg gegen Longo maï«.

Die Kritiker parierten, indem sie die Kommunarden in eine Linie mit gleichgeschalteten russischen Revolutionären stellten. Wie die Bolschewiki habe Longo maï alle Brücken zur bürgerlichen Ordnung abgebrochen. Ihr einziges Ziel sei die Zerstörung des bürgerlichen Staates. In der Aufopferung für die Revolution hätten sie alle verweichlichten Gefühle wie Freundschaft, Liebe und Dankbarkeit in sich ersticken müssen. Der Einzelne, so stand in einem *Spiegel*-Artikel, müsse alle persönlichen Bindungen aufgeben und in der Gruppe aufgehen. Ein Privatleben gebe es nicht. »Das Festungsdenken nach außen wie auch das Beschimpfen des Neuen erlauben es dem ›Fußvolk‹ Longo maïs zu vergessen, dass es emotional und ma-

teriell völlig abhängig ist von der Führungsclique.« In der Zweiklassengesellschaft Longo maï seien die ursprünglich respektablen Ziele pervertiert worden. Junge Menschen, meinte der französische Journalist und scharfe Kritiker Laurent Rebeaud, müssten davor gewarnt werden, was sie bei Longo maï erwarte. Zum heikelsten Punkt, den Finanzen, schrieb er: »Die unermesslichen Kollekten, die dem modernsten Marketing Ehre machen würden, haben die Kooperative zu einem anmaßenden und irritierenden Parasiten dieser Gesellschaft gemacht.«

Für Longo maï war die einzig auf den Erhalt des kapitalistischen Systems ausgerichtete Gesellschaft schlicht degeneriert; die Jugendlichen hätten in ihr keine Chance auf eine positive Zukunftsgestaltung mehr. Die bürgerlichen Kritiker hielt diesen dafür die deutliche Diskrepanz zwischen ihren Weltverbesserungsphrasen und ihrem tatsächlichen Handeln unter die Nase.

Beim Lesen der vergilbten Zeitungsausschnitte im Zürcher Sozialarchiv, beim Betrachten des Renault-Sportwagens, der mit seinen runden Scheinwerfern und den geschwungenen Formen einstige Mittelmeer-Grandezza heraufbeschwört, frage ich mich: Was sind denn gerechtfertigte Unterschiede? In der (heutigen) Gesellschaft im Allgemeinen, in einer Kooperative im Besonderen? Selbstverständlich ist es unschön, wenn die einen aus der gleichen Kooperative im Sportwagen fahren und die anderen per Anhalter nach Südfrankreich reisen müssen; wenn die einen in guten Hotels absteigen und die anderen wochenlang in Mehrbettzimmern in umgebauten Ställen nächtigen müssen. Auf der anderen Seite scheinen diese Unterschiede, wenn man sie in einem gesamtgesellschaftlichen Maßstab betrachtet, wiederum vergleichsweise bescheiden.

Viele, die damals nicht zu den Privilegierten gehörten, erklärten mir, dass sie die materielle Bescheidenheit überhaupt













nicht gestört habe. Das Leben sei so intensiv, so voll von enthusiastischem Vorwärtsdrang gewesen, dass niemand sich mit diesen Dingen aufgehalten habe. In weiten Teilen seien dies von außen an die Kooperative herangetragene Vorhaltungen gewesen, die intern längst nicht die gleiche Bedeutung gehabt hätten. Eine aufgebauschte Scheinkritik, um von den wahren Widersprüchen innerhalb der Gesellschaft abzulenken.

Aber die Genossenschafter mussten sich für die Unterschiede, die bei Longo maï zweifelsohne bestanden, rechtfertigen. Zwar konnte vieles mit dem jugendlichen Alter der Beteiligten, mit dem überwältigenden Erfolg ihres Projekts und mit einer allzu schnellen Expansion erklärt werden. Doch Longo maï kritisierte die Auswüchse der kapitalistischen Gesellschaft heftig, und so war es legitim, die Kooperative an ihren eigenen Ansprüchen zu messen. Es mutet allerdings etwas romantisch verklärt an, wenn die Kritiker den Landkooperativen nur eine Existenzberechtigung zugestanden, wenn sie auf eine rückständige Art geführt wurden. Die Kritik der *bürgerlichen Meinungs- presse* hatte auch eine scheinheilige Komponente: Die gleichen Zeitungen, die in ihrem Wirtschaftsteil eine marktliberale Leistungsgesellschaft forderten und sich an riesigen Einkommens- und Vermögensunterschieden im Allgemeinen nicht störten, mutierten im Falle von Longo maï zu Verfechtern des materiellen Gleichheitsgedankens. In der Kooperative sollten alle gleich viel – oder eher: gleich wenig – haben.

Das alles war jedoch dicke Post für Longo maï, die Anschuldigungen trafen den Lebensnerv der Kooperative. Ein Unternehmen, das so stark auf der Spendenfreudigkeit der Bevölkerung aufbaute, konnte sich ein derart massives Glaubwürdigkeitsproblem nicht leisten.

*

Im Radio läuft ein populärer Klassiksender, beschwingte spätromantische Musik. Simon kommentiert alle Stücke und erzählt mir vom Leben der Komponisten. Verkehrsmeldungen warnen vor diversen Staus. Glatteis hat zu zahlreichen Auffahrunfällen geführt. Bald schon verlassen wir die Autobahn und fahren durch die verschneiten Dörfer Brandenburgs und später Mecklenburgs. In einem Tankstellenshop trinken wir einen Kaffee. Die Verkäuferin ist unfreundlich. Das kapitalistische Prinzip der vorgespielten guten Laune scheint hier nicht angekommen zu sein. Ein paar Jugendliche trinken Süßgetränke an den Stehtischchen und essen Chips. Tankstellentristesse am Rande eines gesichtslosen Dorfes, in dem Neubauten neben braunen Häusern aus der DDR-Zeit stehen.

Als wir in Ulenkrug eintreffen, herrscht eine typische Winternachmittagsruhe. Man könnte sagen, eine sonntägliche Ruhe, nur wird bei Longo maï explizit nicht zwischen Werktagen und Feiertagen unterschieden. Dieses alte Versatzstück christlicher Tradition hat keine praktische Bedeutung mehr, schon gar nicht auf einem Bauernbetrieb, wo die Tiere jeden Tag versorgt werden müssen. Wir ziehen Filzpantoffeln über unsere Schuhe und hängen unsere Jacken über die vielen anderen. In der Stube sitzen schon einige am raumfüllenden Holztisch und trinken Kaffee oder Tee. Andere lesen Zeitung oder blättern in Zeitschriften. Einige Exemplare sehen schon ziemlich zerlesen aus. Am Anschlagbrett hängt ein Plan, auf dem alle Bewohnerinnen und Bewohner eintragen, wann sie im Jahresverlauf abwesend sind. Auf einen Zeitungsausschnitt mit den neu gewählten Abgeordneten des Landkreises hat jemand unter die vier Vertreter der NPD »raus!« geschrieben.

Herma, eine freundliche Frau um die sechzig, kümmert sich um uns. Bei Kaffee und Kuchen versorgt sie uns mit den

Basisdaten zu Ulenkrug: Der Hof umfasst 40 Hektar Land. Ständig leben zwanzig Erwachsene und zehn Kinder hier. Wie in allen Kooperativen von Longo maï gibt es immer viele Gäste. Beim Aufbau des Neubaus, einem neuen Wohnhaus neben dem alten Gutsgebäude, haben Wandergesellen mitgeholfen, wovon ein eindrückliches Foto zeugt. Eine Katze streicht um meine Beine und reibt sich an der Jeans.

Eigentlich würden wir gerne im Warmen bleiben und wie die anderen etwas lesen. Doch die Tatsache, dass die Sonne schon bald untergeht, treibt uns nach draußen. Wenigstens einen kleinen Hofrundgang möchten wir noch machen. Jürgen, ein mittelgroßer Mann und langjähriges Mitglied von Longo maï, führt uns über das verschneite Gelände. Der Schnee flimmert vor den Augen. Sobald die Sonne durch die Wolken bricht, erhält die Landschaft eine Kontur. Die Pferde stehen dicht zusammengedrängt auf der Koppel. Als wir uns dem Gatter nähern, kommen sie auf uns zu. Jürgen gibt ihnen ein Stück Zucker auf der flachen Hand. Den Tieren machen die Minustemperaturen nichts aus. »Sie sind diese Kälte gewohnt«, sagt er.

In ein paar hundert Metern Entfernung sehen wir den Wald. Hier findet normalerweise nach Neujahr das Holzfällerlager statt. Rund dreißig zumeist junge Menschen schlagen dann die vom Förster gekennzeichneten Stämme und schaffen sie mit Pferden aus dem Wald. Gespalten wird das Holz mit einer Spaltmaschine, die von einem Traktor angetrieben wird. Damit gewinnen sie Brennholz, womit der Hof Ulenkrug beheizt wird. Die Kiefern aus den Wäldern hier werden sonst nur noch für die Papierproduktion verwendet, und dafür werden sie auf Lastwagen viele Kilometer in die Papierverarbeitungsfabriken gekarrt. Auch hier pflegt Longo maï eine arbeitsintensive Landwirtschaft und verzichtet auf Ungetüme wie Forsttrak-

toren, die die Stämme maschinell schlagen und dabei den Boden verdichten. Wir erfahren, dass diese nur für einen Kahl-schlag taugen, der Wald also nicht sanft verjüngt werden kann. Pferde sind wendiger.

Jürgen stammt aus einer tief religiösen, konservativen Familie. Der strenge Vater habe ihn manchmal geschlagen, bis er es nicht mehr ausgehalten habe. »Da bin ich geflüchtet und habe mich Longo maï angeschlossen.« Mehr sagt er nicht dazu. Die Geschichte scheint ihm nach über dreißig Jahre noch nahe-zugehen. »Ach, Scheiß drauf, was vorbei ist, ist vorbei.« Wenn ich ihn so sehe, wie er den Pferden die Flanken tätschelt, wie er mit weitausholender Armbewegung auf den neuen Stall zeigt, den sie im letzten Sommer fertiggestellt haben, dann scheint es so, dass er in bestimmter Weise in einer Struktur wie Longo maï seinen Frieden gefunden hat. Er ist eingebunden in eine Gemeinschaft, er erhält für seine Tätigkeit eine Wertschätzung. Hier kann er seine Talente einsetzen; er ist nahe der Natur, übt eine sinnvolle Tätigkeit aus. Auch seine intellektuellen und technischen Interessen kommen nicht zu kurz: So hat er zusammen mit anderen einen Film über ein Holzfällerlager produziert. Den Kommentar dazu hat er selbst gesprochen. Er digitalisiert alle alten Filme von Longo maï und legt sie in einem Filmarchiv auf dem Hof Ulenkrug ab.

Ein alter Stall auf dem Hof ist zum Partyraum umfunktioniert worden. Ein paar Podeste dienen als Bühne, an der Seite steht ein Bartresen mit einigen Hockern davor. »Hier feierten wir im letzten Sommer unser Hoffest«, sagt Jürgen. Über hundert Leute kamen: alle Kooperativmitglieder und viele aus dem Dorf. Zu essen gab es – wie bei Longo-maï-Festen üblich – Schaf am Spieß. Spätabends spielte dann eine Band Zigeunermusik. Ein schönes Fest, das erst in den frühen Morgenstunden endete.

Ausgelassene Stimmung, die Leute tanzten. Das Bier floss in Strömen. In Gedanken wippt Jürgen mit dem längst verklungenen Sound mit.

Alles hat seine Ruhe gefunden inzwischen, der Raum steht verlassen im schummrigen Licht der Dämmerung. An den Wänden hängen vergilbte Plakate. In einer Ecke hat einer eine Schubkarre abgestellt. Kaum vier, und doch ist es beinahe dunkel, als wir in den weißen Schnee hinaustreten. Große Flocken fallen vom Himmel, die Spuren, die wir vorhin hinterlassen haben, sind beinahe zugeschneit. Wir gehen zurück und steigen vom Wohnzimmer aus eine steile Stiege hoch in eine Abstellkammer. Alte Geräte, Körbe, Kessel und auch Transparente stehen herum. Es ist kalt und düster hier oben. Auf der einen Seite führt eine Türe in eine Kammer. Hier, wo sonst eine jüngere Frau wohnt, die gerade für ein paar Wochen verreist ist, sollen Simon und ich die nächsten Tage übernachten. Mit zwei Betten, einem Tisch mit Stuhl, einem Kleiderschrank und einem Bücherregal ist sie bescheiden eingerichtet. Ein paar Erinnerungsfotos, bunte wollene Bettüberwürfe und kleine Nippfiguren auf dem Fenstersims machen den Raum gemütlich. Übermäßig warm ist es trotzdem nicht, wir behalten unsere Faserpelze an.

Beim Betrachten der Bücher im Regal versuche ich mir die Person vorzustellen, der sie gehören. Für mich überraschend, entdecke ich neben einigen Romanen und Krimis auch Bücher über das Christentum und den Mystizismus, über Hildegard von Bingen und Meister Eckardt. Politische Literatur ist kaum vertreten. Diese Möbel, diese paar Kleider und persönlichen Sachen scheinen die ganzen privaten Besitztümer der abwesenden Frau zu sein.

Die WCs befinden sich im unteren Stock. Vier in einer Reihe, abgetrennt durch dünne Trennwände. Direkt schmutzig ist

die Toilette nicht, aber doch alt und heruntergekommen. Die Schüssel mit einem gelben Belag, die Brille gesprungen, die Spülung altersschwach. Aber alles funktioniert, und das ist die Hauptsache, rede ich mir ein.

Die Internetanbindung auf Ulenkrug ist schwach, doch ein altes Modem, das sich mit charakteristischen Krächztönen einwählt, garantiert den Kontakt zur Außenwelt. Es dauert lange, bis sich die Internetseiten aufgebaut haben. Simon und ich nutzen die Gelegenheit und fragen unsere Mails ab. Zweimal am Tag, vielleicht zu häufig, setzen wir uns an den Computer, den sich alle teilen. Kaum ein paar Tage weg, und schon haben wir Angst, etwas zu verpassen.

Herma, die sich bereits bei der Ankunft um uns gekümmert hat, lädt uns auf ihr Zimmer ein. Seit ihr Partner gestorben ist, ein Gründungsmitglied von Longo mä und Multitalent – er war Mechaniker, Druckereifachmann, Karikaturist und Verfasser des Buches *Abwasserreinigung mit Pflanzen. Bauanleitungen für 4 bis 400 Einwohner* –, lebt sie allein. Zumindest so allein, wie man in einer Kooperative sein kann.

Wir klopfen an und treten nach einem aufmunternden Ruf ein. Herma empfängt uns herzlich. Das kleine Zimmer ist perfekt aufgeräumt, die vielen Bücher stehen in Reih und Glied im Regal, davor ein paar Nippfiguren. Das Bett ist mit einem bunten Überwurf bedeckt. Ein Biedermeiersekretär ist so ans Fenster gerückt, dass Herma beim Arbeiten hinausschauen kann in die flache Landschaft. »Ich habe lange sehr bescheiden gelebt, jetzt, in meinem Alter, will ich das nicht mehr. Einmal will ich es auch gemütlich haben«, meint Herma fast entschuldigend, als ob wir einen ungehörlichen Luxus angeprangert hätten. »Aber wenn es eng würde bei uns, dann würde ich bestimmt wieder in ein kleineres Zimmer ziehen.«

Herma war Journalistin. »Ich bin in Leipzig aufgewachsen«, erzählt sie, »und stamme aus einer kommunistischen Familie. Mein Vater war Jahrgang 1902 und kam 1945 aus dem kommunistischen Widerstand aus Kassel in den Osten. Meine Mutter stammte aus Mannheim und gehörte dem christlichen Widerstand gegen den Nationalsozialismus an. Beide hatten die Hoffnung, in der DDR ihren Arbeiterstaat aufzubauen. Sie waren überzeugt davon, in der besseren Hälfte von Deutschland zu leben.« Herma zieht an ihrer Zigarette, schaut zum Fenster hinaus. Sie nimmt das Sieb mit den Kräutern aus dem eigenen Garten aus der Teekanne und gießt uns eine Tasse ein. »Wisst ihr, ich habe ein komplexes Verhältnis zur DDR. Gerade am Anfang gab es sehr viele gute Ansätze, die erst später pervertiert wurden. Auch ich habe an dieses System geglaubt, auch ich bin in die SED eingetreten, in die Sozialistische Einheitspartei Deutschlands. Wie weit weg das heute alles ist.«

Wenn wir über die DDR sprechen und kritisch nachfragen, geht Herma sofort in Verteidigungsstellung. Ein eingeübter Reflex, als ob sie die geschlagene DDR gegenüber der siegreichen BRD verteidigen müsste. Es sei heute leider eine allzu verbreitete Unart, die DDR schlechtzureden, ohne deren Vorzüge sehen zu wollen, Stichwort: Frauenerwerbsarbeit, Kinderkrippen, Vollbeschäftigung. Zweifel am System hatte aber auch sie. »Immer wieder. Mein Vater wollte 1986 aus der Partei austreten, da war er 84 Jahre alt. Er besprach es mit mir, und ich redete es ihm aus, weil ich Angst hatte, dass er den Halt verliert. Dabei hatte ich selbst schon die Idee und verwarf sie nach diesem Gespräch. Dass ich den Hellsichtigen wie ein Kind behandelt habe, verzeihe ich mir bis heute nicht.« 1989 wurde alles anders, die DDR brach in sich zusammen. Herma erlebte die Wende (den Begriff lehnt sie ab, er ist ihr zu unbestimmt-naturgeschicht-

lich, als ob niemand sich für die friedliche Revolution eingesetzt habe) mit gemischten Gefühlen: Sie befürchtete, dass sich das »siegreiche« System von der Sozialpartnerschaft verabschieden werde, sah aber den Vorteil, dass sich jetzt die Ost- und Westdeutschen gemeinsam um ihre Zukunft kümmern mussten.

Ab Herbst 1989 war für Herma Aktivität angesagt. Ein entscheidender Meilenstein für sie war die Gründung des von Longo mai initiierten Europäischen Bürger- und Bürgerinnenforums im Dezember 1989, an der sie aktiv beteiligt war. Unvergesslich für sie ist die große Veranstaltung in Berlin am 4. November 1990, an der sich Ost- und Westeuropäer im Haus der Jungen Talente gemeinsam für ein »Europa von unten« einsetzten. Mit an den runden Tischen, an denen über Landwirtschaft, Medien und Kultur, Gesundheitswesen und Umwelt diskutiert wurde, saßen Stefan Heym, Daniil Granin, Christa Wolf und Friedrich Schorlemmer.

Mit neun weiteren Frauen gründete Herma damals in Leipzig einen »Überlebensverein«. Zusammen kümmerten sie sich darum, dass alle »eine Piste fanden«, wie Herma es nennt, einen Weg, das Auskommen sicherzustellen. Sie suchten im Osten und Westen nach Leuten und Projekten, die eine Alternative zum System boten. In diesem Umfeld entstand die Idee, eine Longo-mai-Kooperative in der ehemaligen DDR zu gründen. Ein erster Ansatz im leerstehenden Vorwerk Basta im Oderbruch scheiterte aufgrund der Ansprüche, welche die früheren Besitzer erhoben. 1995 konnte dann der Hof Ulenkrug in Mecklenburg-Vorpommern erstanden werden. »Ich wollte nicht einfach kapitalistisch weitermachen wie die allermeisten anderen. 1989 forderte ich viele meiner intellektuellen Freundinnen und Freunde, mit denen ich schon zu DDR-Zeiten nach Alternati-

ven gesucht hatte, auf, aus dem uns bevorstehenden System zu desertieren. Viele von ihnen hatten große Sympathie für diese Idee. Sie schreckten aber im letzten Moment davor zurück und blieben in den für sie neuen, »bewährten« Strukturen einer vergrößerten BRD. In den vergangenen Jahren haben die meisten von ihnen sich sehr gut angepasst, manche setzen in ihren Wissenschaftsbereichen oder Kulturprojekten gute Dinge um. Aber eben, sie haben den Kontakt zu mir abgebrochen. Sie wissen, dass ich ihre – verratenen? – Träume kenne.«

Für Herma war der Weg zu Longo maï der einzig mögliche. »Der ganze Osten ist ja abgewickelt worden. Neue Besitzer aus dem Westen haben sich mithilfe der Treuhand ganze Firmen, häufig noch funktionierende, unter den Nagel gerissen. Das war nicht meine Welt. Als ich Longo maï kennenlernte und zum ersten Mal in Frankreich war, wusste ich: Hier kannst du dein weiteres Leben bleiben, hier werden die Ideale vertreten, die dir von klein auf wichtig waren.« Wir nehmen einen Schluck Tee aus der filigranen Tasse, der inzwischen kalt ist.

Als akribische Wortarbeiterin pflegt Herma einen bewussten Umgang mit der Sprache. Als ich einmal von »Arbeitnehmern« spreche, korrigiert sie mich mit empört blitzenden Augen: »Wer sagt denn, dass ein Arbeitnehmer die Arbeit nimmt? Nein: Er führt sie aus! Und der Arbeitgeber gibt keine Arbeit! Nein: Er lässt sie ausführen! Das ist ein himmelweiter Unterschied und ein beängstigendes Indiz für die Vernebelung, die in der Politik und in den Medien um sich greift.«

In Hermas Bücherregal entdeckte ich Bücher von John Berger, mit schönen Titeln: *Gegen die Abwertung der Welt, Sehen, Das Sichtbare und das Verborgene, Von ihrer Hände Arbeit* oder *Sau-Erde*. Der britische Schriftsteller bedeutet Herma viel. Er beschreibt das ländliche Leben mit einer Liebe, mit einer Poe-

sie, die ihresgleichen sucht. Seine Sympathie gilt den einfachen Bauern, die sich in ihrer Erdverbundenheit und Widerständigkeit gegenüber Neuerungen über Jahrhunderte behauptet haben. Hermas Stimme wird weicher. »Einmal, als ich mit einer Gruppe von Deutschland nach Forcalquier fuhr, haben wir direkt bei John Berger vorbeigeschaut. Er lebt ja in einem Dorf in den hochsavoyischen Alpen südlich von Genf. Wir waren also dort, haben auf gut Glück geklingelt. John war da und hat uns hereingebeten. Es war eine eindruckliche Begegnung, die mir bis heute viel bedeutet. Denn kaum ein Schriftsteller hat das landwirtschaftliche Leben schöner und tiefer geschildert als John Berger. Bei ihm werden Menschen und Landschaften unglaublich plastisch.«

Was für eine Begegnung, denke ich mir, als ich aus dem Zimmer gehe, oder sitze ich da schon im Auto? Eine kettenrauchende kommunistische Ex-Journalistin, die ihre Träume nicht zusammen mit der DDR begraben wollte, die mit über vierzig Jahren bei Longo maï anfang, und ihr Leben als eine gerade Linie sieht. Von den Begegnungen innerhalb von Longo maï, die Herma so wertschätzt, von ihrer großen Liebe, dem so früh verstorbenen Longo-maï-Karikaturisten Walter, haben wir gar nicht gesprochen.

Auf der Rückfahrt von Ulenkrug nach Berlin schneit es. Schneeflocken wirbeln vor den Scheiben. Auf der Autobahn sind einzelne Reifenspuren zu sehen, die Schneepflüge mit ihren gelb drehenden Lichtern schaffen es kaum, die Fahrbahn frei zu halten.



Einmischen

»Schau doch mal vorbei«, hatte mir Julia im Sommer gesagt, »vor Weihnachten machen wir eine Tour durch die Schweizer Städte. Ein paar Tage werden wir auch in Bern sein. Wir haben einen Stand am Weihnachtsmarkt.«

Der Himmel ist grau, der Schnee liegt an diesem unfreundlichen Novembertag in schmutzigen Haufen am Straßenrand. Während in den Bergen die Sonne strahlt, sitzen wir im Schweizer Mittelland im Nebel. Passanten schleppen ihre Geschenke von ihren vorweihnachtlichen Beutezügen nach Hause. In der Innenstadt herrscht Gedränge. Hinten die Hauptgasse mit den ständig fahrenden Trams, vorne der unablässige Passantenstrom, liegt der Stand von Longo maï wie auf einer Insel der Ruhe inmitten einer Stadt in der Festtagsvorbereitung. Wenige nehmen sich einen Augenblick Zeit, um das überschaubare Warenangebot zu betrachten. Handschuhe, Mützen, Socken und Pullover aus Schafwolle liegen auf, Honig und Konfitüren aus eigener Produktion, Gläser mit eingelegten Früchten. Keine Tannenzweige, keine Elektrokerzen und keine Eiszapfen-

attrappen, der Stand ist schlicht und funktional. Auf einem Transparent steht der Name Longo maï, der wohl den wenigen Vorübergehenden ein Begriff ist. Broschüren und Flyer informieren über die politischen Hintergründe des Projekts – falls sich jemand dafür interessieren sollte.

Der Stand ist mit zwei Leuten besetzt. Der eine in der schwarzen, robusten Jacke kommt auf mich zu und fragt mich, ob er mir etwas zeigen könne. Ich meine einen ostdeutschen Akzent herauszuhören. »Nein danke, ich schaue mich nur ein wenig um.« Ich streiche mit den Händen über die Wolle. *Pure Laine* steht auf dem Aufnäher an der Innenseite. »Aus reiner Schafwolle gemacht, ja. Ungefärbt und natürlich. Schau, wir haben helle und dunklere Wolle. Wolle, die noch wirklich nach Wolle riecht und nicht synthetisch«, erklärt mir ungefragt der geübte Verkäufer. Er hält mir einen Pullover an die Nase. Wirklich, der Pullover hat einen Eigengeruch, wie man ihn von Kleidern nicht mehr gewohnt ist, er riecht nach Erde, nach Wiese, nach Mist, nach Schaf. Ich finde das angenehm.

»Wir haben eigene Schafherden in unseren Kooperativen in Frankreich. Da hast du die Garantie für beste Qualität. Der Pulli ist ein Naturprodukt, das jahrelang hält. Sogar stopfen kann man ihn problemlos, falls nötig. Wir haben Kunden, die jedes Jahr an unserem Stand vorbeikommen, weil unsere Qualität so gut ist. Leider können sie uns nicht jedes Jahr einen Pulli abkaufen, da sonst ihr Kleiderschrank überquellen würde, denn unsere Kleider sind extrem dauerhaft. Probier doch einen an, welcher gefällt dir denn? Welche Größe hast du?«

Ich zeige auf den dunkelbraunen Kapuzenpullover. Er ist ungewohnt schwer und kratzt etwas, als ich ihn über das Unterhemd anziehe, doch weniger als erwartet. Die Ärmel haben genau die richtige Länge. Er passt! Doch wofür kann ich diesen

nach Schaf riechenden dicken Pullover überhaupt gebrauchen? Für die Arbeit ist er zu warm, für die Skipiste zu wenig sportlich, zu wenig atmungsaktiv. Der Blick auf das Preisschild gibt mir zu verstehen, dass der Pullover nur für den häuslichen Rahmen nicht eben billig ist. Für diesen Preis könnte ich etwa vier synthetische Faserpelze kaufen. Aber das wären dann ja keine Naturprodukte, weder ökologisch noch sozial produziert. »Ich nehme ihn!« Bevor ich gehe, drückt mir der Verkäufer noch einen Flyer in die Hand. Abends findet eine Informationsveranstaltung zu Longo maï statt, ich bin herzlich eingeladen.

Auf der Suche nach dem Veranstaltungsraum am Stadtrand von Bern finde ich abends zunächst keinen Eingang. Dann sehe ich, wie einige dunkel gekleidete Menschen um das Gebäude herum eine Treppe hinaufgehen. Ich folge ihnen und gelange in einen mit alten Sofas, Stühlen und einer Bar ausgestatteten Raum. An einem Tisch sitzen drei Mitglieder von Longo maï, zwei Männer und eine Frau, zwischen fünfzig und sechzig Jahre alt. Die Mehrzahl der Zuhörer ist unter dreißig und der Kleidung nach zu urteilen aus der Antifa-Ecke. Viele halten eine Bierflasche in der Hand, es wird geraucht im Raum.

Die drei erzählen aus den Anfängen von Longo maï, von der Pressekampagne, wie sie sich danach wieder aufgerappelt haben, und vom alltäglichen Leben in den einzelnen Kooperativen. Über die politisch linke Grundüberzeugung müssen in diesem Kreis nicht viele Worte verloren werden. Im Laufe des Vortrags, der sich mehr und mehr zu einem Gespräch zwischen dem Publikum und den Vortragenden entwickelt, zieht ein Hauch Hippieromantik durch das Lokal. Gerne erzählen die drei Kooperativmitglieder aus ihrem Erfahrungsschatz und beantworten Fragen. Wie viele Menschen leben in der Kooperative, wie viele Schafe? Ihr lebt wirklich ohne Geld? Die Antwort-

ten lassen Bilder in mir aufsteigen. Ich sitze nicht mehr in einem kahlen Raum mit Betonboden nahe der Autobahn, auf einmal habe ich die Sonne im Gesicht und den Duft von Jasmin und Eichenwäldern in der Nase.

In den Schilderungen klingt etwas von einem überstandenen Abenteuer mit, von Menschen, die in jungen Jahren auszogen, um etwas zu bewegen, und nun zurückgekommen sind, um davon zu erzählen und Nachahmer zu finden. Die Berichte über das Vergangene sind milde: Die Schwierigkeiten waren groß, aber wir haben sie überwunden, wir können auf das Geleistete stolz sein. Die jungen Zuhörer folgen der Veranstaltung mit großem Wohlwollen. Sie lassen sich gerne über die vergangenen Kämpfe informieren, und die Eingeladenen genießen ihre Rolle. Eine behagliche Wohligkeit breitet sich aus, denn hier zieht man am selben Strang, hat dieselben Ziele: Solidarität und Antikapitalismus.

*

Wir suchen unsere Freiheit hieß 1976 ein Jugendbuch, das vom Leben bei Longo maï erzählte. Darin wurde die Kooperative mit einem Indianerstamm verglichen, dessen verschiedene Clans Hunderte von Kilometern auseinander wohnen und dennoch zur selben Gemeinschaft gehören. Der Autor, der sich nur mit dem Namen Jean zu erkennen gab, schrieb, dass diese Indianer gemeinsam durch dick und dünn gingen. Mitunter mussten sie dabei »sehr listig oder sehr tapfer« sein, »wie Indianer eben«. Das Problem war nur, dass sich die »Indianer« nach den Presseangriffen mit ganz profanen Geldsorgen herumschlagen mussten. Die finanzielle Lage war dramatisch düster. Buchhalter waren auf einmal mindestens ebenso gefragt wie zivilisationsmüde jugendliche Aussteiger. Wollte die Kooperative nicht

mit großem Getöse untergehen, musste so schnell wie möglich Ordnung in den Papierwust gebracht werden, über den längst niemand mehr einen Überblick hatte. In einem zweiten Schritt mussten sie versuchen, neue Finanzierungsquellen anzuzapfen.

Auch publizistisch brauchte es nach den Angriffen auf die Integrität Longo maïs dringend eine Gegenkampagne. In den kooperativeneigenen Publikationen kamen Leute zu Wort, die Longo maï wieder in ein gutes Licht rückten: Die Eltern junger Mitglieder verteidigten das Engagement ihrer Kinder in der Kooperative (»Wir lassen unsere Söhne und Töchter nicht als Scharlatane, Gauner und Verrückte abtun.«) Ein ehemaliges Mitglied stellte klar, dass er die Kooperative von sich aus verlassen habe und nicht geflohen sei (»Es wurde tatsächlich hart gearbeitet und man bekam keinen Heller dafür. Heute arbeite ich als Bauarbeiter zumindest ebenso hart und am Monatsende habe ich keinen Heller mehr. Hingegen fehlt mir die menschliche Wärme, die kollektive Solidarität, die in Longo maï eine ganz andere Lebensfreude schafft.«)

Auch Prominente schritten zur Verteidigung. Zum Beispiel der Schriftsteller Friedrich Dürrenmatt. In einem zur Veröffentlichung bestimmten Brief an Longo maï zeigte er sich beunruhigt über die Angriffe gegen die Organisation, »die aus unserem europäischen Alltag nicht mehr wegzudenken ist und von der immer neue, praktische Impulse ausgehen«. Dürrenmatt, dessen Lebensstil mit der Vorliebe für schweren Bordeaux auf einem Anwesen oberhalb des Neuenburgersees sich deutlich vom spartanischen Leben der Kommunarden unterschied, hegte eine große Sympathie für Longo maï, die sich immer wieder zeigte. Gemeinsam waren Dürrenmatt und Longo maï die Skepsis gegenüber Nationalstaaten und die Vorliebe für kleine autonome Einheiten. Beide wehrten sich mit apokalypti-

schen Untertönen gegen die Macht des Kapitals und der verwalteten Demokratie. 1971 hatte Dürrenmatt den an ihn verliehenen Berner Literaturpreis dem unabhängigen Sozialisten Arthur Villard weitergereicht, der in enger Verbindung mit Longo maï stand.

Max Frisch wollte sich dagegen nicht mehr für Longo maï einsetzen, obschon ihn Mitglieder der Kooperative und Arthur Villard bekneteten. In einem offenen Brief im *Schweizerischen Beobachter*, den er an Frisch weiterleitete mit der Bitte, sich dem Protest anzuschließen, hatte Villard gegen den »Vernichtungsversuch gegen die Produktionsgenossenschaften von Longo maï« Einspruch erhoben und betont, dass die Kooperativen dieselben Ziele verfochten, für die auch Frisch sein Leben lang gekämpft habe. Doch dieser gab dem Druck nicht nach. Leicht genervt schrieb er Villard am 24. Januar 1980 zurück: »Ich weiß von der Schwierigkeit der Cooperative Longo maï, aber ich habe mich entschlossen, mich nicht mehr von den Leuten der Longo maï einspannen zu lassen. Das ist kein negatives Urteil über das Experiment von Longo maï, ich erlaube mir nur, mein Engagement selber zu bestimmen, auch wenn einige Leute von Longo maï dieser Haltung gegenüber ein hartnäckiges und erpresserisches Unverständnis zeigen.« Nach dieser klaren Absage musste Longo maï wohl oder übel auf die Unterstützung des berühmten Schweizer Schriftstellers verzichten.

Am meisten für Longo maï ins Zeug legte sich Adolf Muschg. Anders als der arrivierte Dürrenmatt ließ der damals 45-jährige Schriftsteller und ETH-Professor es nicht bei einer kurzen Erklärung bewenden, er formulierte seine Gedanken in einem längeren Text. Muschg hatte große Sympathie für die Aktivisten (ein Jahr später solidarisierte er sich auch mit den

aufmüpfigen Jungen der Zürcher Achtziger-Bewegung). In einer Radioansprache, die zum Jahresende 1979 ausgestrahlt wurde, stellte Muschg die Geschehnisse in einen größeren Zusammenhang:

»Die Bewegung soll zu einer Art Mafia, einer Sekte, heruntergekommen sein, mit allen Symptomen des Gruppenwahns, Missions- und Verfolgungsfantasien, Mauerbildung nach außen und Terror nach innen. [...] Es war von Anfang an klar, dass diese Arbeit keine Sonntagsschule und kein Urlaubsvergnügen sein konnte, keine freundliche Gruppentherapie, sondern, wenn schon, ein Psychodrama. Dass sie unter den Bedingungen unserer Realität, die die Longo-maï-Leute nicht geschaffen hatten, ein sehr hartes Geschäft sein würde. Eine Herausforderung, die die Genossenschafter immer wieder in Lagen brachte, denen sie nicht gewachsen waren. Wo sie hinkamen, eckten sie an. In der Provence, im Misox, in Kärnten. Die Welt, die sie konkret verbessern wollten, war zwar verbesserungsbedürftig, aber in festen Händen. Besetzt von örtlichen Interessen und Empfindlichkeiten. Die Longo-maï-Leute hätten die besten Psychologen, Wirtschaftsexperten, Volkskundler, Anlageberater sein müssen, sie hätten das Know-how eines multinationalen Konzerns gebraucht, um ihre Schafe problemlos weiden zu können. Da aber multinationale Konzerne keine Schafe weiden und Wirtschafts- und Landwirtschaftsexperten keine Bergbauern werden, waren die Longo-maï-Leute auf sich selbst gestellt. Sachwalter des Niedagewesenen sind keine bequemen Leute. Sie fühlten sich mit Recht als Pioniere und ihr Besseren kam der Lernbereitschaft immer wieder in die Quere. Longo maï hat sich übernommen. Es hat in der heutigen Form weder in Nicaragua noch in Bangladesch eine Basis für seriöse Arbeit. Flucht nach vorn in die große weite Welt der Entwick-

lungsländer ist kein Ausweg aus inneren Problemen. Aber für diese inneren Probleme verdient Longo maï keine Schadenfreude und schon gar kein Todesurteil. Der Schaden wäre am Ende der unsere, womit ich mit ›uns‹ alle meine, die wissen – wissen müssen – dass andere Modelle für die Bewirtschaftung unserer Ressourcen keine Marotte, sondern einfach lebensnotwendig sind. [...] Longo maï ist mit dem eigenen Wachstum nicht fertig geworden. Sind wir es denn, die westliche Industriegesellschaft im Großen und Ganzen?»

Trotz dieses Beistands war die Zeit der enthusiastischen Expansion definitiv vorbei. Das Hilfsprojekt in Bangladesch musste noch vor dem Start abgeblasen werden. Geldgeber waren abgesprungen, mit einer derart schlechten Presse stellte es sich als schwierig heraus, neue zu gewinnen oder Hypotheken aufzunehmen. Das evangelische Hilfswerk HEKS ermahnte die Pfarrer, keine Kollekten mehr an Longo maï zu spenden. Das Weiterbestehen der Kooperative stand auf dem Spiel – und es hätte niemanden verwundert, wenn die Aktivisten aufgegeben hätten.

Im Herbst 1980 verbreitete der offizielle Bericht zur finanziellen Lage von Longo maï jedoch bereits wieder so etwas wie Zuversicht. Das Ende des Tunnels sei in Sicht. »Longo maï hat durch die Schwierigkeiten nicht an Vitalität verloren.« Die in diesem Bericht enthaltenen Fakten lassen allerdings eher auf Zweckoptimismus schließen und auf den Wunsch, die noch nicht abgesprungenen Gönner zu beruhigen. Für 255 100 Franken bestanden Verpflichtungen gegenüber Lieferanten, 342 700 Franken betrug der Rückstand gegenüber den Gläubigern. Fast 600 000 Franken Schulden also, die man nicht aus eigenen Mitteln zurückzahlen konnte. Private Darlehen wurden gesucht – und gefunden, rückzahlbar in 24 Monaten mit einem Zinssatz

von 5 Prozent pro Jahr. Das war ein gutes Angebot. Ein solches war auch nötig, denn für die Geldgeber bestand das reale Risiko eines Totalverlusts, wenn Longo maï scheiterte.

Ein Scheitern dieser neuen Finanzierungsbemühungen wäre ein Hinweis auf das eigene Unvermögen gewesen, und das durfte nicht sein. Die Kooperative setzte alle Hebel in Bewegung, um sich aus der misslichen Situation zu befreien. Jetzt, in der Krise, musste sich erweisen, ob die Aufbauarbeit der letzten Jahre ein Fundament geschaffen hatte, das stark genug war, um diesen Sturm zu überstehen. Als erste Maßnahme wurden alle Bauprojekte gestoppt und der Lebensstil auf das absolut Notwendige eingeschränkt. In einer Zeit, in der die Finanzquellen nicht mehr so reich sprudelten, mussten sich die in den Kooperativen Verbliebenen auf eine reine Subsistenzwirtschaft einstellen. Ulli, die damals dabei war, erinnert sich, wie sie buchstäblich nichts mehr zu essen hatten und mit dem Lastwagen durch die Gegend fuhren, um Bauern nach Kartoffeln für die Schweinefütterung zu bitten. »Ich durfte ja nicht sagen, dass die besseren davon für uns waren, nur die wirklich verfaulten haben wir den Schweinen gegeben.«

Es herrschte bittere Not, es fehlte an allem. Trotzdem schaffte es Longo maï, mit vereinter Anstrengung wieder auf die Beine zu kommen. »Du wirst erstaunt sein«, erzählt Ulli, »aber das genau war die Zeit, an die ich mich am plastischsten erinnere. Wir haben alle an einem Strang gezogen und geschaut, dass es mit Longo maï wieder aufwärtsging. Die Zeit nach der Pressekampagne war von leuchtender Intensität, farbig, bunt, stark. In enorm kurzer Zeit haben wir unglaublich viel gemacht.«

Allein mit Sparen konnte Longo maï jedoch nicht wieder auf die Beine kommen. Eines war allen Beteiligten klar: Die Kooperative konnte nie zu einem vollständig selbsttragenden

Betrieb werden, da sie von allem Anfang an defizitär angelegt war. Der Rechenschaftsbericht, der ein paar Monate später veröffentlicht wurde, nannte dafür zwei Gründe: *Als erste Grunddimension sehen wir die ständige Schulung und Ausbildung von Jugendlichen, die zu uns stoßen. [...] Die zweite, zum Teil sehr kostspielige Grunddimension von Longo maï ist das Offensein für Probleme außerhalb des »eigenen Hauses«, das heißt, die Solidarität.* In der Praxis bedeutete dies, dass zur Weiterführung des fragilen Experiments regelmäßige externe Beiträge nötig waren.

*

Ein erneuter Besuch in Südfrankreich steht bevor. Dieses Mal fahre ich allein, ohne Simon, der an einem anderen Projekt arbeitet. Ich will mich in zwei kleineren Kooperativen umsehen, die ich noch nicht besucht habe. Daher bleibe ich nur kurz in Grange Neuve, wo mir vieles noch vom letzten Besuch vor einem halben Jahr bekannt ist. Gepflogenheiten und Rituale wie die abendlichen Hauptversammlungen nehme ich als natürliche Eigenheit von Longo maï wahr. Mein Blick hat sich bereits abgeschliffen, ich fühle mich weniger fremd.

Immer noch wird auf Grange Neuve gebaut: Ein Kooperationsmitglied plant, seine alte Mutter zu sich zu nehmen und in der Kooperative zu pflegen. Er baut eine Alterswohnung für sie aus, die sich noch im Rohbau befindet. Offene Kabelkanäle ragen aus den unverputzten Wänden, der Betonboden ist noch nicht fertig gegossen. Die Bauarbeiten ruhen gerade, es scheinen andere Projekte dazwischengekommen zu sein. Das Alter ist eine Frage, mit der sich Longo maï grundsätzlich auseinandersetzen müsste. Die Gründungsmitglieder nähern sich dem Rentenalter; für ihre Unterbringung, die mögliche Pflege und

Unterstützung müssen Lösungen gefunden werden. Das Gelände und die Bauten sind wenig altersgerecht; eine selbstverwaltete Kooperative in einen Ort zu verwandeln, in der auch Betagte gepflegt werden können, wird zu einer der großen Herausforderungen der Zukunft. Jedenfalls besteht bei Longo maï die Absicht, die Solidarität unter den Generationen aufrechtzuerhalten. Bei einem anderen Problem ist man schon etwas weiter: Wer nach vielen Jahren aus der Kooperative austreten will und sich in einem »normalen« Erwerbsleben behaupten muss, ist häufig auf Unterstützung angewiesen. Daher zahlt Longo maï für eine beschränkte Zeit einen Betrag aus. Vor Kurzem erst hat dies eine Frau in Anspruch genommen, die sich in Forcalquier niedergelassen hat.

Von Grange Neuve aus fahre ich stundenlang über kleine Straßen durch die französische Provinz zur kleinen Weinbaukooperative Cabrery. Als ich in der Nähe meines Bestimmungsorts den Weg nicht finde, ist niemand zu sehen, der mir weiterhelfen könnte. Schließlich treffe ich in einem verschlafenen Dörfchen einen Mann, der gerade den Kofferraum seines Autos staubsaugt. Einfach der Hauptstraße folgen und nach rund zwei Kilometern bei einem großen Schild abbiegen, erklärt er mir freundlich, ich könne den Hof unmöglich verfehlen.

Mir kommt es vor, als sei ich im Winter in der Schweiz aufgebrochen und im Frühling, bei sprießenden zartgrünen Blättern, in Südfrankreich angekommen. Jetzt, als ich auf dem Hof Cabrery aus dem Auto steige, liegt sogar schon etwas Sommer in der Luft. Im Schatten ist es zwar noch kühl, doch in der Sonne kann man die Hitze erahnen, die sich an prallen Julitagen auf diesen Ort legt und die Weintrauben reifen lässt.

Ich werde, wie nicht anders erwartet, sogleich an den Tisch gebeten. Als Vorspeise wird zu Weißwein ein Trockenfleisch

gereicht. Alle bedienen sich, nur meine Nachbarin, eine rund zwanzigjährige Französin, verzichtet. Sie mag nicht in das burgunderrote Fleisch mit den weißen Fettstreifen beißen. Ich aber schätze den intensiven Eigengeschmack. Das hier ist kein Convenience Food, der im Supermarkt in Klarsichtfolie dargeboten wird. Auch die Spaghetti mit Gemüsesauce munden vorzüglich.

Beim Essen komme ich mit meiner Nachbarin ins Gespräch. Sie ist klein und stämmig und passt mit ihrem hochgeschlossenen Kleid, den zurückgekämmten rotblonden Haaren und der Brille irgendwie nicht zu den anderen. Nächstes Jahr will sie studieren, Sozialarbeit vielleicht oder Psychologie oder Theologie. Bis dahin sucht sie nach »spirituellen Erfahrungen«. In einem Kloster war sie bereits und auch einige Zeit in Grange Neuve, aber da war es ihr zu laut und zu chaotisch, und überhaupt: »Ehrlich gesagt fehlt mir bei Longo maï das Transzendente, das Spirituelle. Es ist alles so politisch hier, so materialistisch.« Sie muss sich ziemlich fremd fühlen in der kleinen Kooperative. Sie kommt als Neue in ein bestehendes Gefüge, außerdem trinkt sie keinen Alkohol, raucht nicht und isst kein Fleisch. Kein Wunder, dass sie nicht länger bleibt, sondern lieber in ein Zentrum für energetische Körperschulung geht. Da wird es ihr bestimmt besser gefallen. Bei Longo maï gibt es keine offen gelebte Religion oder Spiritualität, hier geht niemand in sich, um sich selbst zu finden. Voll diesseitig ausgerichtet, sucht Longo maï die Aktion im Hier und Heute.

Am Tisch sitzen noch fünf andere Mitglieder von Longo maï. Mir fällt ein französisches Paar auf mit einem Säugling, der in den Armen der Mutter schläft. Die Frau, deutlich jünger als ihr Mann, den ich auf rund fünfzig Jahre schätze, trägt ein schwarzes, modisches T-Shirt mit pinkfarbenem Aufdruck. Das Kind wimmert leise, worauf die Frau das T-Shirt hoch-

schiebt und das Kind stillt. Die beiden leben ständig in der Cabrery: Philippe ist seit Jahren Mitglied, Sabrina ist erst kürzlich zur Kooperative gestoßen. Das Kind wird deutlich anders aufgewachsen als die meisten seines Jahrgangs. Eben nicht in einer privaten Kleinfamilie, sondern in einer Kooperative, bei der ständig andere Menschen mit am Tisch sitzen. Wie wird es wohl später, wenn es mündig geworden ist, über seine Kindheit urteilen? Für eine Kooperative sind Kinder ja immer eine Hoffnung, dass es weitergeht.

Philippe führt mich über den Hof. Stolz zeigt er mir das ausgeklügelte Bewässerungssystem, das die Kooperative in Zusammenarbeit mit den Nachbarn entwickelt hat und betreibt. Hier entstehen also die Weine von Longo maï, hier werden sie in Flaschen abgefüllt. Wie bei den anderen Mitgliedern von Longo maï bemerke ich auch bei Philippe, der mir lange und mit vielen Fachausdrücken die Feinheiten der Weinproduktion erklärt, einen offenen Stolz auf das eigene Beharrungsvermögen. Innovative Lösungen werden aus eigenem Interesse gesucht und gefunden, nicht weil ein Chef dies so wünscht. Alles kann verbessert werden, wenn man sich nur richtig bemüht und die richtigen Leute um Rat fragt.

*

Mit der tiefen Krise 1979/80 wurden die Pioniere im Besiedeln von verödetem Bergland auch Pioniere in der externen Finanzierung. Sie pflegten diese Praxis, lange bevor sich jedes Museum, jedes Theater und jedes Universitätsinstitut gezwungen sah, »Drittmittel« zu akquirieren. Ohne Mäzene und Sponsoren müssten viele Kulturinstitutionen ihr Programm reduzieren oder die Pforten ganz schließen. Bei Longo maï war das nicht anders. Die Strategie zur Bewältigung der Finanzkrise lief

darauf hinaus, treue Gönner an sich zu binden, die mit ihrem Beitrag die Kooperative Longo maï – als Experiment für sich oder als Modell – langfristig am Leben erhielten.

In früheren Jahren wurden Spendensammlungen oft als einfallsreiche Aktionen organisiert. In der Aktion »Schweigen brechen« ging es im Rahmen der Flüchtlingskampagne darum, schweizerische Gemeinden dazu zu bewegen, kurdische Flüchtlinge aus der Türkei bei sich aufzunehmen. Vertreter aus vielen Gemeinden Europas wurden in die Türkei eingeladen, um sich selbst ein Bild der Situation zu machen. Viele sind der Einladung gefolgt. Ferner wurde über den schrecklichen Alltag aufgeklärt, dem die Kurden in der Türkei ausgeliefert waren. In einer späteren Aktion rief der Kurator Harald Szeemann Malerinnen und Bildhauer dazu auf, Longo maï ein Werk zu stiften. Gerade Künstler hätten ja bekanntermaßen offene Augen und Ohren für Modelle, die der Gesellschaft eines Tages zugute kämen. Zudem führte er in einem Brief aus, der später auf der Einladungskarte abgedruckt wurde: »Wir wollen sie nicht mehr missen, die Kooperativen, die Selbsthilfegemeinschaften als praktische und gelebte Alternativen, die für immer mehr Menschen zu zentralen Anliegen werden. Wir wollen weiterhin, dass Longo maï sich für die Flüchtlinge und Gastarbeiter, für die Armen und Entrechteten unter autoritären Regimes, also für soziale Gerechtigkeit einsetzt.« Zahlreiche bekannte Künstler, darunter Franz Gertsch, Gottfried Honegger, Meret Oppenheim, Celestino Piatti, Emil Zbinden und Ingeborg Lüscher stifteten eines ihrer Werke, ein Bild oder eine Skulptur. Die Ausstellung fand im Oktober 1986 in einer Basler Galerie statt.

Bis heute werden potenzielle Mäzene umworben, indem man sie auf die Vorteile hinweist, die ihnen eine Spende einbringt, einschließlich eines guten Werks nach ihrem Tod. Häu-

fig wird die Geldspende mit einer Aktion verbunden, die Longo maï dank ihr unternehmen kann, wie ein Aufruf in den Longo maï-Nachrichten 2008 zeigt: *Die Stiftung Longo maï nimmt Legate und Erbschaften entgegen, um die Aufbauarbeit von Longo maï langfristig zu unterstützen. Die Stiftung ist gemeinnützig; Legate und Erbschaften sind somit steuerfrei. Für jede Person aus dem Freundeskreis, welche die Stiftung in ihrem Testament berücksichtigt, wird als Zeichen des Dankes ein Olivenbaum in der Provence gepflanzt. Die Voraussetzungen hierfür sind im »Reglement Olivenbaum« festgelegt.*

Für spezielle Projekte, insbesondere Bauvorhaben, fand Longo maï immer wieder Gönner. Das zeigt sich an den zahlreichen Bauvorhaben und Landankäufen, die realisiert werden konnten, etwa beim Erwerb der Spinnerei in Chantemerle 1976, der Cabrery 1993 oder des Hofes Ulenkrug 1995. In den Longo maï-Nachrichten wurden sie jeweils stolz vermeldet. Als schwieriger stellte sich heraus, für das tägliche Leben in den Kooperativen Unterstützung zu finden. Daher waren die meisten Sammelaufrufe mit einem konkreten Anliegen verbunden, sodass die Spender wussten, wohin ihr Geld floss. Bis heute hat Longo maï einen festen Kreis von rund 5000 regelmäßigen Spenderinnen und Spendern.

Viele Christen, insbesondere der linksprotestantischen Richtung, zeigten sich für die Tätigkeit von Longo maï empfänglich. Sie gehörten zu den großen Spendergruppen; manche Kollekte in der Kirche war für die Kooperative bestimmt. An Weihnachten 1975 hielt Kaplan Cornelius Koch in Limans eine Messe ab, in der er Longo maï als ein Symbol »der Versöhnung zwischen Stadt und Land, Gläubigen und Nichtgläubigen, Jung und Alt, ein Zeichen der Hoffnung für Limans und alle Bergdörfer unseres Kontinents« bezeichnete. Der Longo maï wohl-











Oben: Besetzung der Kirche St. François in Fribourg durch Sans-Papiers, Frühling 2001
 Unten: Protest gegen die neue Agrarpolitik der Schweiz, die eine Wegrationalisierung der Hälfte der Schweizer Bauernbetriebe vorsah, Februar 2007



Martina an der Saatgutbörse in Brüssel, 2012







gesinnte Pfarrer war auch sonst der dezidierten Überzeugung, »dass die Gründung der Europäischen Kooperative eines der wenigen genuin christlichen Ereignisse der letzten Jahre auf unserem Kontinent darstellt. Wir Christen müssen wieder lernen, häufiger gegen den Strom zu schwimmen, denn wir haben andere Werte zu verteidigen als die großen Konzerne.«

Und Dürrenmatt sagte 1986, anlässlich eines Banquet républicain, das Longo maï in der Kooperative Jolis Mas im Jura ausrichtete: »Der [Säemann] hat Macht, er sät etwas. Man kann nie wissen, wer erntet. Das ist wie im Gleichnis in der Bibel – ich bin Atheist, ich kanns ruhig sagen – man weiß nie, geht es auf, das Korn, oder fällt es auf schlechten Boden. Aber die Hauptsache ist, es wird gesät. Und Longo maï sät auch.« Es lohne sich, so der Schriftsteller weiter, für Longo maï zu spenden. Kurzfristige Hilfe werde oft durch Emotionen ausgelöst. Bei einem Unglück wollten alle auf irgendeine Art helfen. Das Problem sei aber, dass die so zusammengekommenen Millionen die Notdürftigen oft verfehlten. Erst der Wille, die Bedingungen zu ändern, unter denen Menschen leben müssten, könne eine langfristige und wirkungsvolle Hilfe garantieren. Longo maï sei dafür das beste Beispiel.

Besonders nach der Pressekampagne wurden die Spendensammlungen von Longo maï in zahlreichen Presseartikeln stark kritisiert. Linda Stibler, Journalistin der *Basler AZ*, machte 1979 auf einen Grundwiderspruch aufmerksam: dass die Kooperative durch Beiträge aus der kapitalistischen Gesellschaft, die sie doch bekämpfen wolle, am Leben erhalten werde. Mit ihrer Beobachtung hatte Linda Stibler bestimmt nicht unrecht. Nur kümmerte das die Mitglieder von Longo maï wenig. Für sie war es wichtiger, mit Spenden zu überleben, als mit der reinen antikapitalistischen Lehre zugrunde zu gehen. Das zeugte

von einem bemerkenswerten Realitätssinn und einer erstaunlichen Hartnäckigkeit. Stibler vermutete auch, die Spenden seien das »verborgene Gewissen dieser saturierten Gesellschaft. Und das schlechte Gewissen wussten die Longo maï-Leute mit System zu mobilisieren.« Besonders die gut verdienenden Kreise, die sich hier mit der eigenen Rebellion von 1968 konfrontiert sahen, seien am ehesten empfänglich für die Botschaften von Longo maï gewesen und auf diesen Ablasshandel eingestiegen.

Ein immer wieder zu lesender Vorwurf gegenüber Longo maï war besonders in der Zeit nach der Pressekampagne, dass die Mitglieder bei Spendensammlungen aggressiv vorgehen. In einem Rundbrief des Hilfswerks HEKS wurden die Kirchenräte und Kirchgemeinden geradezu gewarnt, an Longo maï zu spenden. »Es sind uns Fälle bekannt, wo Vertreter von Longo maï sich mit Expressbriefen und darauffolgenden Hausbesuchen oder Telefonanrufen unter Angabe von wenigen Stunden ›Bedenkzeit‹ an Pfarrer und andere Personen gewandt haben, um durch diese extremen Druckversuche zu massiven und raschen Geldbeträgen zu kommen.« Longo maï wehrte sich umgehend und gab dem Hilfswerk deutlich zu verstehen, dass es als Gigant im Spendeneintreiben bloß neidisch auf den kleinen Amateur sei, der ihm einen Teil des Kuchens streitig mache.

Heute steht Longo maï eine umfangreiche Adresskartei von potenziellen Spendern zur Verfügung. Da jedoch die Unterstützer, die teils seit den Gründerjahren spenden, immer weniger werden, besteht eine der aktuellen Herausforderungen darin, an neue heranzukommen. Zumal auch der Bekanntheitsgrad von Longo maï in der Schweiz tendenziell zurückgegangen ist. Es gab bereits Versuche mit professionellen Adressenvermittlern.

Über alle Spendenaufrufe, Sammelaktionen und Solidaritätsprojekte von Longo maï finden sich in den Archiven zahl-

reiche Unterlagen. Die Spender selbst sind jedoch eine unbekannte Grösse. Durch Zufall stosse ich im Berner Staatsarchiv auf den Nachlass des im Jahr 2000 verstorbenen Ernst Walder, ehemals Professor an der Universität Bern. Darin finden sich aufschlussreiche Dokumente. Ordentlich hob Walder alle Longo maï betreffenden Einladungen, Postkarten, Briefe und Verträge auf.

Der progressive Historiker setzte sich als Spezialist für die Frühe Neuzeit mit den marxistischen Konzepten der »frühbürgerlichen Revolution« auseinander. Bereits das wissenschaftliche Interesse lässt eine Aufgeschlossenheit gegenüber kooperativen Experimenten wie Longo maï vermuten. Von 1980 bis 1996 spendete Walder insgesamt 187 200 Franken in mehreren Tranchen. Manchmal gab er zuerst ein Darlehen, das er dann in eine Schenkung umwandelte.

Dokumentiert ist auch, dass er in seiner Könizer Villa Ende Januar 1995 Besuch von Claude, einem Mitglied der Kooperative, bekam. Dieser hatte, wie der nachfolgende Brief an Ernst Walder zeigt, um eine Spende für den Hof Stopar in Kärnten gebeten: »Es kam mir erst beim Verlassen Ihres Hauses in den Sinn, dass ich etwas unfreundlich war: ich hätte Euch doch die Fotos von [meinem Sohn] Urs zeigen können, die ich dabei hatte. Aber eben, ich war – und bin noch immer – etwas nervös wegen der 15 000 Franken für Kärnten, um die ich Euch bat. Ich weiß, dass es sehr viel ist, aber eben, wenn es irgendwie für Euch möglich wäre, Ihr könnt Euch vielleicht die Erleichterung vorstellen, wenn es ginge. Ich habe bei meinen weiteren Besuchen teils Erfolg gehabt, aber noch ungenügend.« Ernst Walder antwortete auf diese Spendeeinladung etwas verhalten, machte dann aber doch eine Zusage über 10 000 Franken, die er in zwei Raten an Longo maï überwies.

Am gesamten Briefwechsel lässt sich das gute, ja freundschaftliche Einvernehmen zwischen dem Schenker und den Beschenkten ablesen. Für alle Spenden erhielten Ernst Walder und seine Frau handgeschriebene Dankesbriefe und -karten. Die beiden wurden immer wieder zu Anlässen eingeladen, und sie bekamen regelmäßig Berichte über den Fortgang der Arbeiten. Auch kleine Geschenke waren mit dabei: »Hier eine kleine Kostprobe aus unserer Conserverie in der Crau, für deren Realisierung Sie uns ja geholfen hatten. Es handelt sich um Konfi aus biologischen Aprikosen – hoffentlich schmeckt sie!«

So süß umworben ließ sich doch gleich viel leichter ein neuer Einzahlungsschein ausfüllen.

*

Nach dem Kurzbesuch in der Cabrery zieht es mich gleich in die nächste Kooperative, auf den Hof Mas de Granier in der Crau. Von hier stammt die Aprikosenkonfitüre für Ernst Walder. Diese südlichste Kooperative von Longo maï liegt in einer trockenen Tiefebene in der Nähe von Marseille. Das Haupthaus, ein langgestrecktes, unverputztes Steingebäude, liegt schwer in der Landschaft. Mächtige Platanen umsäumen den Vorplatz. Constanze, eine Österreicherin in den Vierzigern, führt mich am Hühnergehege vorbei zur Gemüseplantage. Der Boden ist lehmig, kurz vorher hat es geregnet. In einem von Zypressen umgrenzten Feld werden in exakten Reihen Salat, Bohnen, Fenchel und Zwiebeln angebaut. In einigen Monaten können die jetzt noch kleinen Setzlinge geerntet und auf dem Markt verkauft werden.

Während der Besichtigung der Gemüsebeete kommt Constanze ins Erzählen. Sie ist eine direkte, zupackende Person, die ihr Leben in plastischen Worten schildert. Sie hat Longo maï in

Wien kennengelernt, als sie noch zur Schule ging. In den Sommerferien ging sie dann das erste Mal nach Grange Neuve. »Am liebsten wäre ich gleich geblieben. Doch meine Mutter, eine sozial engagierte Psychologin, und mein Großvater konnten mich überreden, wenigstens noch das Abitur zu machen.« So ist sie erst 1983 zu Longo maï gestoßen, Erfahrung in der Landwirtschaft hatte sie keine.

»Materiell lebten wir äußerst bescheiden, bis 1998 hatte ich nicht einmal ein eigenes Zimmer, sondern musste es mit anderen teilen. Doch das störte mich überhaupt nicht, es war eine ereignisreiche, faszinierende Zeit.« Ihre Eltern hatten damals keine Einwände, »auch wenn meine Mutter sich etwas anderes für mich gewünscht hätte. Sie haben mich und meine Schwester, die ebenfalls hier lebt, immer in unseren Entscheidungen unterstützt.« Constanze zupft ein Unkraut aus dem Boden und fährt dann fort: »Kürzlich ist mir wieder eine Szene durch den Kopf gegangen: Meine Mutter, die damals ungefähr so alt war, wie ich jetzt bin, und normalerweise eine sehr selbstbewusste Frau, war auf Besuch. Viel später hat sie mir erzählt, dass der Aufenthalt für sie nicht einfach war. Sie war verunsichert, denn niemand schien sich für sie zu interessieren. Niemand fragte sie etwas, sie wurde schlicht ignoriert. Alle waren mit ihren eigenen Projekten beschäftigt.« Rémi habe sich dann ihrer angenommen und sie ins Radiostudio eingeladen. »Er machte mit ihr eine Sendung über Psychotherapie – und das, obwohl Psychologie bei Longo maï alles andere als angesehen war. Wir glaubten damals ja, diese kuriere nur die von der kapitalistischen Gesellschaft hervorgerufenen Probleme. Das fanden wir gänzlich unnötig, ja kontraproduktiv.«

Constanze und ich schlendern zurück zum Haus. Als Mutter zweier Kinder, die von zwei verschiedenen Männern stam-

men, führt sie kein unkompliziertes Leben: Der Vater von Tochter Nellie lebt hier auf dem Hof Mas de Granier, der Vater von Sohn Sascha, mit dem sie ebenfalls nicht mehr zusammen ist, arbeitet als Tontechniker in Marseille. Letzteren hatte sie 1993 bei einer Longo-maï-Kampagne kennengelernt, mit der die Anerkennung der Deserteure aus dem Jugoslawienkrieg als politische Flüchtlinge gefordert wurde. »Ich bin froh, dass meine Kinder in einer Kooperative aufwachsen«, sagt Constanze am Ende unseres Rundgangs, »ich wäre nicht gerne alleinerziehende Mutter. In der Kooperative bekommt man von den anderen Unterstützung. Ein Nachteil ist allerdings, dass auch alle bei der Kindererziehung mitreden wollen. Das kann manchmal zu Reibereien führen.«

Bis zum Abendessen erkunde ich das Gelände nun allein, komme aber nicht weit. Ich stoße auf einen rund fünfzigjährigen Mann, der sich, unter seinen blonden, mit grauen Strähnen durchzogenen Locken hervorblinzeln, hilfeschend umsieht. Er kennt sich auch nicht aus. »Eben bin ich mit dem Zug angekommen«, sagt er in Sankt Galler Dialekt. Er hat nur eine kleine Reisetasche bei sich – wenig Gepäck für den zweiwöchigen Aufenthalt, den er zu machen gedenkt. Er trägt schwere Schuhe, grüne Arbeiterhosen und ein Holzfällerhemd. Ich bin immer wieder erstaunt, wie viele von Longo maï gehört haben und wie viele – manchmal ohne Anmeldung – den Weg in eine der Kooperativen finden. Manche von ihnen kommen seit Jahren regelmäßig wieder und sind mit der Zeit zu Freunden geworden.

Was er wohl macht, wenn er nicht auf Wanderschaft ist? »Ach, mal dies, mal das. Im Sommer arbeite ich häufig in einer Gärtnerei, eine naturnahe Gärtnerei wohlverstanden. Wir vermehren sogar Wildpflanzen. Eigentlich traurig, dass man sogar diese künstlich vermehren muss in unserer heutigen Zeit.«

Während er sich im Haus anmeldet, gehe ich in den Hofladen von Mas de Granier. Die Marmeladen vom letzten Jahr stehen zum Verkauf auf den Regalen. Die ehemals leuchtenden Früchte liegen nun kalorienschwer in den Gläsern.

»Schau mal dieses Glas hier, Himbeermarmelade, von A bis Z bei Longo maï produziert!«, erklärt mir die Mitarbeiterin im Laden stolz. »Viel Arbeit war das, strenge Arbeit, manch einer von uns hat Rückenschmerzen gekriegt davon. Die Provence ist ja nicht gerade bekannt für Himbeeren, sie ist zu trocken. Aber wir haben in Grange Neuve ein Himbeerefeld, auf dem wir dank eines ausgeklügelten Bewässerungssystems in den besten Jahren fünf Tonnen Himbeeren pro Jahr ernten. Frühmorgens, bevor es zu heiß ist, ziehen fünfzehn Personen los und pflücken die reifen Beeren. In der ganzen Region ist Longo maï für seine Himbeeren bekannt, auf dem Markt finden sie reißenden Absatz.« Über die Kunden, die hierherkommen und innerhalb weniger Minuten Kleider, Honig, Konserven im Wert von 400 Euro einpacken lassen, ohne sie genauer anzuschauen, ist sie nicht so glücklich. »Das ist zwar etwas unlogisch, da wir für jede Einnahme dankbar sein müssen, aber ich finde, dass unsere Erzeugnisse besser wertgeschätzt werden sollten, schließlich steckt viel Arbeit dahinter.« Als Geschenk für meine Angehörigen zu Hause lasse ich mir ein paar Gläser in einen Karton einpacken.

Am Abend sitze ich neben dem Wildpflanzenvermehrer, gegenüber sitzt Hannes. Er lebt hier auf dem Hof und ist ebenfalls ein Gründungsmitglied von Longo maï. Der Verfasser des Buches *Chickenflu opéra* über die Vogelgrippe und die industrielle Landwirtschaft ist sehr belesen und ein eloquenter Erzähler. Er lässt uns an seinen Erfahrungen teilhaben und verknüpft sie mit einer messerscharfen politischen Analyse. Er vermittelt das

Gefühl: Hier hat ein Mann seine Bestimmung gefunden. Hannes freut sich, wenn ihm jemand ein Stichwort liefert. Der Wildpflanzenvermehrer macht einen Versuch: »Früher war es besser, früher war der Bauer König.« »Nein, eben gerade nicht! Der Bauer war überhaupt nie König!«, entrüstet sich Hannes. Und erklärt uns nun weit ausholend, wie sich die Situation der Bauern in Europa in den letzten zweihundert Jahren geändert hat. Die Bauern seien von einer Position der frühneuzeitlichen feudalen Unfreiheit erst nach langer Zeit zu einer Selbstbestimmung gekommen. Nur sei auch diese heute wieder bedroht durch Agrarmultis und Großkonzerne, die die kleinen Landwirtschaftsbetriebe an die Wand drückten und das Saatgut monopolisierten. Dem gelte es heute Gegensteuer zu geben.

Am Ende will er mir eines seiner Bücher schenken, in dem ich alles nachlesen könne. In seinem Büro drückt er mir die Vogelgrippe-Oper in die Hand und eine knallgelbe französische Broschüre über das »versteckte Gesicht des Geldes«. Darin wird das auf Schulden basierende monetäre System infrage gestellt, bei dem das Geld gleichzeitig Zahlungsmittel und Spekulationsobjekt ist. Abgedruckt ist darin auch eine böse Karikatur: Ein Mann im Anzug in einem luxuriösen Büro sagt zu seinem gegenüberstehenden Kollegen: »Ich habe Tausende von Armen ruiniert, um hier in den 24. Stock dieses Finanzimperiums zu gelangen. Bis ganz oben bleiben drei Stockwerke. Die Frage ist nur: Bleiben uns dafür genug Arme?«

Ich bedanke mich und stecke die beiden Publikationen in den Karton mit den Marmeladegläsern.

*

Noch eine letzte Kooperative fehlt auf meiner Liste: der Hof Montois im schweizerisch-jurassischen Undervelier. Auf diesem

neun Hektar großen Bio-Bauernhof werden Schafe, Geflügel und Bienen gehalten. Rund neun Erwachsene und vier Kinder leben hier. Und so sitze ich nun mit Raymond und Denise, beide bereits über dreißig Jahre bei Longo maï, am Holztisch in der getäfelten Stube des Hofes Montois, vor uns ein Kaffee. Unter einem Kalender mit einem Landschaftsbild, der das beinahe zu Ende gehende Jahr anzeigt, entdecke ich die Liste de cuisine, den Kücheneinsatzplan. Bereits haben sich einige der Hofbewohner für die kommende Woche eingetragen. Eine bunt gescheckte Katze döst auf einem Kissen über dem Ofen, Winterruhe.

Die beiden erzählen vom Hof, den Longo maï 1986 gekauft und praktisch von Grund auf neu errichtet hat. Außer den Wänden und der Decke in Küche und Wohnzimmer ist kaum etwas stehen geblieben; das Haus wurde komplett ausgehöhlt und wieder aufgebaut. Die meisten Bauarbeiten wurden mit eigenen Arbeitstrupps erledigt; nur wo die Kenntnisse fehlten, etwa beim Bau des Dachstocks oder der Installation der elektrischen Leitungen, holten sie externe Fachkräfte.

Raymond, ein ehemaliger Literatur- und Soziologiestudent aus Genf, der sein Studium fahren ließ, um mit zwanzig Jahren bei Longo maï in der Provence mitzumachen, gibt präzise Auskunft über die Bauten. Er ist – wie so viele bei Longo maï – ein geübter Redner, der sich überzeugend ausdrücken kann. Hat es dem Soziologiestudenten damals nichts ausgemacht, körperlich zu arbeiten? »Mir hat die Handarbeit absolut behagt«, antwortet Raymond. »Landwirtschaft interessierte mich bereits als Kind. Ich habe immer versucht, ein Gleichgewicht zwischen Landwirtschaft und sozialen und politischen Tätigkeiten zu finden. Das ist natürlich ein innerer Konflikt: Man weiß nicht, wo man zuerst Hand anlegen soll – beim Theoretischen oder beim Praktischen.«

Dem hageren Mann mit den rauen Händen nehme ich die Liebe zur Handarbeit ab. Raymond ist in seinem Element, wenn er von den ökologischen Installationen auf dem Hof Montois erzählt. Die Zentralheizung wird mit Holz betrieben, und auf dem Dach wurden bereits im Jahr 2000 Sonnenkollektoren zur Warmwasseraufbereitung installiert. Die Scheune ist mit einer passiven Sonnentrocknung ausgestattet; unter ihrem Doppel-dach staut sich die Wärme an, die mit einem Luftzirkulator unter das Heu geblasen wird. Eine sehr energiesparende Lösung, wie Raymond stolz vermerkt. Ein Schuppen, in dem heute Landmaschinen stehen, konnte für den symbolischen Betrag von einem Franken im luzernischen Sursee erstanden werden; er wurde hierher verfrachtet und wieder aufgebaut.

Schon zuvor, bei einem Rundgang, war mir das Kleinkraftwerk aufgefallen. Ein Bach treibt die modernen Turbinen im teils unterirdischen Turbinenhaus an. Raymond erklärt mir die Funktionsweise, versucht anschaulich zu machen, was wenig anschaulich ist. Denn anders als beim alten Mühlrad in der Spinnerei Chantemerle ist kein majestätisch ruckelndes Holzrad zu sehen. Das Wasser läuft auf wundersame Weise unsichtbar durch eine Hightech-Apparatur. Damit werden pro Jahr nicht weniger als 100 000 Kilowattstunden Energie produziert. Der Hof selbst verbraucht davon 30 000, der Rest wird in das allgemeine Stromnetz eingespeist. Raymond ist stolz auf sein »kleines Bijou«: »Unsere Investitionen werden amortisiert, und wir haben unseren eigenen Strom gratis.« Die Kooperative, eine Pionierin der Energiewende.

»Eine Wirtschaftlichkeit« im klassischen Sinne wurde bei Longo maï nie angestrebt«, sagt Raymond. »Im Gegenteil, Longo maï möchte sich dem Trend der Dezimierung der Bauern durch die Agrarindustrie, die Saatgut, Dünger, Wasser und die

übrigen Ressourcen kontrolliert, entgegenstellen.« Anstatt mit wenigen Menschen und dem Einsatz zahlreicher Maschinen einen möglichst hohen Geldbetrag zu erwirtschaften, setzt Longo maï auf das gegenteilige Konzept: mit Menschenkraft und dem Einsatz natürlicher Ressourcen aus Boden, Wasser und Sonne Nahrungsmittel und Gebrauchsgüter zu produzieren.

Raymond macht sich Gedanken über das Fortbestehen von Longo maï. In der Kooperative stehen die Jungen einer überproportional großen Gruppe der Generation fünfzig plus gegenüber. Das bedingt Änderungen. Seiner Meinung nach kann es nicht angehen, dass die ältere Generation – wie in einem herkömmlichen Bauernbetrieb üblich – erst abgibt, wenn sie auf dem Sterbebett liegt. »Wir wollen nicht in zehn oder fünfzehn Jahren immer noch bestimmen, was laufen soll in der Kooperative. Da muss man die Aufgaben zwischen den Älteren und Jüngeren neu aufteilen. Ich kann mir aber nicht vorstellen, dass die Älteren sich neben dem Hof niederlassen und die Arbeit der Jüngeren beobachten. Das muss man neu erfinden.« Das Dumme ist nur, dass die Älteren zugleich auch die Erfahreneren sind, sodass deren Stimme automatisch mehr Gewicht hat. »Dieses Gewicht müssen wir irgendwie abschütteln. Wir müssen uns selbst abschütteln, um den nachfolgenden Generationen Platz zu machen.«

Das sagt Raymond ganz unsentimental. Seine großen Arme sind verschränkt, die Hände liegen auf dem Wollpullover. Doch wie diese Auseinandersetzung über das Älterwerden in der Kooperative zu führen ist, weiß keiner so recht. Nur eines ist klar: Wenn nach der Gründergeneration nicht Schluss sein soll, müssen Junge nachrücken und Verantwortung übernehmen. Einfach ist das nicht in einer Gemeinschaft, in der es zwar keine institutionalisierte Hierarchie gibt, dafür aber viele un-

geschriebene Regeln. So offen die Kooperative auch für Jungmitglieder sein mag, die Orientierung fällt erst einmal schwer. Wer neu dazustößt, kann sich nicht auf einen offiziellen Dienstweg oder klar definierte Zuständigkeiten berufen – die gibt es nicht. Die Jungen einbinden und die Älteren dabei nicht verlieren, das ist die größte Herausforderung für Longo maï. In zehn, zwanzig Jahren wird sich zeigen, ob es geglückt ist.

Beim Verabschieden erhasche ich noch einen Blick in die Küche mit den weißen, etwas altmodischen Kacheln. Eben feuert eine Frau den Herd ein, eine andere schält Kartoffeln. Am Abend wird es Bratkartoffeln mit Gemüse geben.

Bilanzen



Olga ist ein echtes Longo-mäi-Kind. Die 1978 Geborene lebte zunächst mit ihren Eltern Albert und Martina in der inzwischen aufgegebenen Kooperative Joli Mas in einem jurassischen Hochtal bei La Brévine, danach in Grange Neuve. Jetzt wohnt sie – quasi als Gegenprogramm zu ihrer Kindheit und Jugend auf dem Land – in Paris, in der steinernen Stadt, die Jean Giono überhaupt nicht mochte. Und auch Longo mäi wollte ursprünglich keine weitere nutzlose Initiative in den Städten sein, sondern praktisch auf dem Land wirken. Olga ist also den umgekehrten Weg und zurück in die Stadt gegangen.

Unser erstes Treffen in Paris ging schief. Ich wartete im Gare de Lyon an einem stinkenden Ort irgendwo zuhinterst bei den Schließfächern, wo Alkoholiker und Randständige sich einen Platz an der Wärme erobert haben. Ein Missverständnis, wie sich am Telefon aufklärte. Beim zweiten Mal finden wir uns problemlos und gehen zusammen in eine dieser lärmigen Pariser Bars mit den großen Fenstern im Norden der Stadt. Der Himmel ist grau, das Pflaster auch. Die Menschen strömen aus

den Metroschächten und hasten irgendeinem Bestimmungsort entgegen.

»Es war sicher eine ungewöhnliche Jugend«, erzählt Olga, nachdem sie sich eine Zigarette angezündet hat. In ihrer schmalen Figur wie auch in ihrer dezidierten Sprache erkenne ich sowohl ihren Vater als auch ihre Mutter wieder. Sie vertritt klare Ansichten. Im Unterschied zu ihren Eltern spricht Olga nur gebrochen Deutsch. Zu Hause haben sie immer Französisch geredet. Manchmal fand sie das Leben in der Kooperative richtig anstrengend. »Wir hatten viele Freiheiten und wuchsen mit anderen Kindern auf. Toll waren auch die vielen Tiere um uns herum. Doch häufig waren die Eltern mit sich selbst beschäftigt. Nach dem Tod von Rémi waren sie in politische Richtungskämpfe verstrickt, die ihre ganze Energie banden. Manchmal war für uns Kinder dann wenig Aufmerksamkeit übrig. Wobei ich mich aber gar nicht beklagen will.«

Hat sie mit Longo maï gebrochen? »Nein, überhaupt nicht. Die politische Richtung ist immer noch wegweisend. Ich stehe voll dazu. Ich könnte es mir heute aber nicht mehr vorstellen, in die Kooperative zurückzukehren. Ich genieße meine individuelle Freiheit und bin trotzdem politisch sehr interessiert und aktiv.« Olga ist bei einem portugiesischsprachigen Fernsehsender angestellt, was sie wenig ausfüllt; es ist eben ein Brotjob, den sie ausübt, um ihre anderen, wenig einträglichen Projekte weiterverfolgen zu können. Zusammen mit ihrem Freund, einem Journalisten, engagiert sie sich in einer Gewerkschaft. Daneben arbeitet sie zusammen mit einer Kollegin an einem Dokumentarfilmprojekt über schwarzafrikanische Einwanderinnen in Frankreich.

Ihre Schilderungen kommen mir wie typische Beschreibungen der Lebensumstände von kreativen jungen Großstäd-

tern vor. Viele gute Ideen, ständig auf der Suche nach Geld, lavierend zwischen fixen Stellen und Herzensprojekten. Wie auch ihre Eltern, die beim Aufbau von Longo maï mit dabei waren, nimmt sie sich die Zeit, neben der (überlebens)notwendigen Arbeit ihren eigenen Projekten inklusive politischer Arbeit nachzugehen. Inzwischen hat sie mit dem Drehen eines Films über selbstproduziertes Saatgut und die Biopiraterie multinationaler Konzerne begonnen. Ihre Mutter Martina ist eine der Protagonistinnen des Films.

»Du musst bei Longo maï genau hinschauen«, sagt Olga zum Abschluss unseres Gesprächs. »Zu leicht schildert man das Landleben verklärend. Bei jedem kooperativen Modell gibt es Schwierigkeiten, und gerade in der heutigen Situation steht Longo maï wieder vor großen Herausforderungen.« In der Tat, in den vierzig Jahren des Bestehens hat sich Longo maï stark verändert. Aus einem Projekt von Jugendlichen, die gemeinsam nach neuen Wegen suchten, wurde ein Mehrgenerationenprojekt. In den Anfangszeiten von Longo maï herrschte innerhalb der Gesellschaft eine größere Polarisierung. Die Fronten waren klarer, entweder man war für diese Gesellschaft oder man war dagegen und stieg aus. Aus diesen Gegensätzen hat Longo maï seine Stärke bezogen, es war ein klares Gegenmodell zu den herrschenden Normen und daher attraktiv.

Heute, mit dem Fall der Mauer und dem Ende der Systemkonkurrenz zwischen den kapitalistischen und den kommunistischen Staaten, haben sich diese Gegensätze verwischt. Die Gesellschaft ist fragmentierter geworden, und auch Longo maï hat sich gewandelt. Die Kooperative ist pluralistischer geworden, wie Beatriz Graf, langjähriges Mitglied von Longo maï, im Schlusswort ihres 2005 erschienenen Buchs *Longo maï – Revolte und Utopie nach '68* schrieb: »Die Aktionsformen haben sich

verändert, die Grenzen zwischen Longo maï und der ›Außenwelt‹ sind durchlässiger geworden, vor allem in Bezug auf ›Verbündete‹ in den verschiedenen Tätigkeitsbereichen oder auf diejenigen, die zwar nicht mehr in einem der Longo-maï-Kollektive leben, aber den Kontakt nicht ganz abbrechen wollen.« Auch andere Mitglieder von Longo maï haben mir bestätigt, dass heute Mischformen zwischen innen und außen möglich sind, die in den Anfangszeiten undenkbar waren. Beispielsweise kann man heute außerhalb wohnen und in der Kooperative arbeiten, oder umgekehrt: Jemand lebt in der Kooperative und gibt Musikstunden außerhalb.

Dieser Prozess war schleichend. Genau genommen hat er, wie Hannes aus Basel erzählt, schon vor der Pressekampagne 1979 begonnen: »Bereits damals hat eine Erosion des Einflusses von Rémi stattgefunden, wir begannen uns stärker auszudifferenzieren. Aber die Angriffe von außen haben seinen Einfluss zementiert und uns wieder näher zusammenrücken lassen. Das ist vergleichbar mit dem Embargo, das die USA über Kuba verhängt hat. Auch das hat unzweifelhaft die Macht Fidel Castros verlängert.« Die alten Kämpferinnen und Kämpfer scheinen milder geworden zu sein. In ihrem Denken sind sie zwar weiterhin radikal, in ihrem Verhalten jedoch konzilianter, pragmatischer und toleranter gegenüber anderen Lebensmodellen. Innerhalb von Longo maï ist heute eine stärkere Selbstverwirklichung möglich. Die Einordnung ins Kollektiv ist zwar noch immer wichtig, die Mitglieder haben jedoch persönliche Freiräume, in denen sie ihren Interessen nachgehen können, ob dies nun Skitouren oder Ferien oder Kursbesuche außerhalb der Kooperative sind. Es lebt sich heute auch ein bisschen komfortabler, Mehrbettzimmer sind seltener geworden, und es herrscht auch keine absolute Anspruchslosigkeit ohne Privatsphäre mehr.

In einigen Fällen ist es nicht mehr so einfach, die notwendigen Gemeinschaftsarbeiten zu organisieren. In der Spinnerei Chantemerle zum Beispiel gelang nach dem Weggang von Christophe und Eva der Übergang nicht reibungslos. Lange wurde auf der Vollversammlung in Grange Neuve diskutiert, wer die Arbeit übernehmen könnte. Von den Jungen wollte sich niemand in die Materie hineinknien, obschon Christophe seine Hilfe angeboten hatte. Am Ende war die Erleichterung groß, als sich doch noch ein paar Junge bereit erklärten, das Spinnereihandwerk zu erlernen; sie wollten allerdings nicht ganz in Briançon leben, sondern nur zeitweise. In den Anfängen von Longo maï, erzählt mir ein langjähriges Mitglied, sei es durchaus üblich gewesen, die Leute zu den Aufgaben zu verpflichten. »Es hieß: Die Vollversammlung hat entschieden, du fährst nächsten Monat mit einer Gruppe 500 Kilometer in den Norden, um den Genossenschaftern im Jura zu helfen.« Da sei es unwichtig gewesen, ob die Freundin in der Provence zurückblieb.

Für Junge, die heute bei Longo maï anfangen wollen, gibt es einen großen Unterschied zu früher: Sie müssen sich von Anfang an in einem komplexen Gebilde mit einer langen Tradition zurechtfinden. Das kann Probleme bereiten, wie mir mehrere Neuzuzüger bestätigt haben. Wo es keine kodifizierten Regeln gibt, ist es umso wichtiger, sich an die ungeschriebenen zu halten. Nur was sind diese genau? Zu welchem Zweck darf beispielsweise welches Auto wann gebraucht werden? Hat noch jemand anderes darauf Anspruch? Viele empfinden die informellen Abläufe als schwierig: Ohne klar definierte Zuständigkeiten fällt das Sich-Behaupten besonders am Anfang nicht leicht.

Im Gegenzug haben sie einen großen Gestaltungsspielraum. Sie bestimmen selbst, wofür sie ihre Arbeitskraft einsetzen wollen, es gibt keinen Chef, der Anordnungen erteilt. Das

gibt Freiheit, seinen eigenen Interessen und Fähigkeiten nachzugehen. Ein wichtiges Credo besteht darin, dass es keinen hierarchischen Unterschied zwischen offizieller Erwerbsarbeit und übriger Arbeit gibt. Ob jemand Wein produziert, Schafställe ausmistet, Essen zubereitet oder Kinder hütet – dies alles hat den gleichen Stellenwert innerhalb von Longo maï. Es muss zudem kein bestimmter Lebensstandard erreicht werden, dieser ist auch so garantiert, unabhängig von der Tätigkeit. Für eine Gesellschaft, in der die einen unter der großen Arbeitslast stöhnen und die anderen seit Jahren keine Arbeitsstelle finden, scheint diese Praxis visionär.

Jedoch kann, das haben mir viele bestätigt, auch innerhalb von Longo maï ein ermüdender Trott einsetzen. Die ständigen Diskussionen und die Selbstverwaltung können zur Belastung werden. Ein stummes Weiterfunktionieren bei innerlicher Abwesenheit ist hier nahezu unmöglich. Deprimierte Mitarbeiter, die nur noch die Stunden bis zum Feierabend, zum Wochenende, zu den Ferien, zur Pensionierung absitzen, gibt es nicht, da die Arbeit nicht vom übrigen Leben abgetrennt ist.

Die Schwierigkeiten sind teilweise noch dadurch verschärft, dass langjährige Mitglieder außerhalb der Kooperative auf dem Arbeitsmarkt nur beschränkte Möglichkeiten haben. Immerhin aber können sie sich innerhalb neue Aufgabengebiete suchen und sogar den Ort wechseln, was viele regelmäßig tun. Es gibt auch viele, die Longo maï nach einigen Jahren wieder verlassen haben – und die diese Zeit im Rückblick als bereichernde Erfahrung ansehen.

*

Nahezu vierzig Jahre gibt es Longo maï inzwischen. Die Gründer sind von engagierten Jugendlichen zu Männern und Frauen

nahe dem Pensionsalter geworden. Der Soziologe Denis de Rougemont hatte in den Anfangsjahren von Longo maï dieser Art von »libertären Kommunen« keine lange Lebenszeit prophezeit, »sie sind von vorneherein zum Scheitern verurteilt. Denn Bestand haben, heißt Institution werden, was wiederum verbunden ist mit der Übernahme von festen Regeln und von mehr oder weniger rationalen (oder rituellen), mit dem anfänglichen Stil der Gruppe wenig verträglichen Gewohnheiten, die obendrein von einer zweiten Generation notgedrungen als unterdrückend, repressiv und typisch totalitär empfunden und Revolten auslösen würden.« Denis de Rougemont hat sich offenkundig in seiner Prognose geirrt, Longo maï gibt es immer noch. Die Frage stellt sich daher: Weshalb? Weshalb hat sich Longo maï diesem Schicksal entziehen können und existiert bis heute als quicklebendige Kooperative?

Der Schlüssel zur Beantwortung dieser Frage liegt in einer Kontinuität, die sich dem Wandel nicht verschloss. Im Kern ist sich Longo maï von den Anfängen bis heute treu geblieben, auch wenn sich die Medienaufmerksamkeit heute eher anderen Themen zuwendet. Nach wie vor liegen die politischen Ansätze bei der Stärkung der *Selbstversorgung*, der *Basisdemokratie* und dem Bilden von *Kreisläufen lokaler Mikroökonomien*. Der Einsatz für eine soziale und ökologische Landwirtschaft, für gerechtere Arbeitsverhältnisse und für Flüchtlinge zieht sich wie ein roter Faden durch die Tätigkeit von Longo maï.

In den inneren Strukturen haben sich viele Rituale herausgebildet, die eine tragfähige Basis bildeten. Die Spontaneität und die teils improvisierten Aktionen der Anfänge sind durch verstärkte informelle Gebräuche ersetzt worden, so weit ist de Rougemont beizupflichten. Aber die grundsätzlichen politischen Ansätze haben immer wieder neue Aktionsfelder eröff-

net, die sich für Junge als attraktiv erwiesen haben. Auch die selbstbestimmte Tätigkeit in der Landwirtschaft übt auf junge Städter nach wie vor eine gewisse Faszination aus. Die Zukunft wird zeigen, inwieweit Longo maï bereit ist, auch auf eine nochmals geänderte Altersstruktur seiner Mitglieder zu reagieren. Was wird, wenn die Gründungsgeneration ins hohe Alter kommt und teils pflegebedürftig wird? Hier müssen Lösungen gefunden werden.

Auf politisch-gesellschaftlicher Ebene ist vieles, wofür sich Longo maï starkgemacht hat, heute – in abgeschwächter Form, gewiss – in der Mitte der Gesellschaft angekommen. Die traditionellen Familien- und Wohnverhältnisse haben sich aufgelöst; Wohngemeinschaften sind ebenso Standard geworden wie das Zusammenleben von Unverheirateten. Sogar in den Supermärkten finden sich heute ökologisch und sozial produzierte Produkte. Entsprechende Labels, ob Bio oder Fair Trade, sind weit verbreitet. Die verödeten Berggebiete, die Longo maï besiedeln wollte, sind zu Boomregionen des Tourismus geworden – worunter wiederum die Landwirtschaft leidet.

Anderes hingegen hat sich verschärft. Das kapitalistische Denken hat in vielen gesellschaftlichen Bereichen eine Vertiefung erfahren. Die Unterschiede zwischen den höchsten und den niedrigsten Einkommen sind massiv größer geworden. Das reichste Prozent der Bevölkerung besitzt in der Schweiz rund sechzig Prozent des gesamten Vermögens, also deutlich mehr als die übrigen 99 Prozent. In Deutschland ist der Vermögensunterschied nicht ganz so krass, aber immer noch groß genug: Das reichste Prozent besitzt 36 Prozent des Vermögens, das reichste Zehntel 67 Prozent. 1974 wollte Longo maï *Millionen von arbeitslosen Jugendlichen* eine Perspektive bieten. Insbesondere in den südlichen Ländern Europas gibt es heute wieder

eine große Anzahl von arbeitslosen Jugendlichen, die auf eine Beschäftigung hoffen.

Eine marktkritische Position, wie Longo maï sie vertritt, ist daher ungebrochen aktuell und ein wichtiges Gegengewicht zu den vorherrschenden ökonomischen Trends. Aber für Gesellschaftskritiker stellt sich ernsthaft die Frage, welcher Widerstand heute noch denkbar ist. Geht es ausschließlich um eine Zivilisierung des Kapitalismus, dessen negative Folgen für Einzelne in der Gesellschaft gemindert werden sollen? Die Mitglieder von Longo maï sehen dies nicht so; sie vertreten nach wie vor eine radikale Abkehr vom kapitalistischen System.

Manche von ihnen, etwa Paul, sind skeptisch, ob dies gelingen kann. Aber sie sehen Longo maï als eine gelebte Kritik, als einen Versuch, zumindest in Teilbereichen eine eigene Lösung zu realisieren. Paul denkt hier etwa an die alternativen Arbeitskonzepte von Longo maï, die eben nicht zwischen bezahlter Lohnarbeit und übriger unbezahlter Arbeit unterscheiden, und an einen anderen Zeitbegriff, der die Rentabilität nach rein ökonomischen Kriterien infrage stellt.

Immerhin sind zahlreiche parallele Entwicklungen in den letzten Jahren entstanden oder neu aufgelebt. So hat die Genossenschaftsbewegung einen neuen Aufschwung erfahren; in vielen Städten wird der soziale Wohnungsbau gefördert, da die Marktmieten für die Mieter unerschwinglich geworden sind. Bewegungen wie Occupy formierten sich 2008 nach der Banken- und Finanzkrise. In alternativen Tauschringen versuchen die Teilnehmenden, sich der vorherrschenden Ökonomisierung aller Lebensbereiche zu entziehen. Der in jüngster Zeit breit diskutierte Ansatz des bedingungslosen Grundeinkommens wird in seinen Grundzügen in Longo maï bereits gelebt: sämtliche Grundbedürfnisse sind gedeckt.

Kann Longo maï für diese Bewegungen als Vorbild dienen? Die Mitglieder selbst zögern, diesen Anspruch zu erheben. In jenem Gedicht von Johannes, »Wir sind nicht die Lösung«, heißt es: »Nie behaupteten sie, ein Modell zu sein, aber sie experimentierten andere Lebensformen«. Trotzdem ist Longo maï mit seiner inzwischen vierzigjährigen Geschichte als einzigartiger Feldversuch einer antikapitalistischen Kooperative zu werten. In dieser Größe und Kontinuität gibt es kaum vergleichbare Beispiele. Hier wurden Lösungen gesucht und erprobt, die zwar von der Gesamtgesellschaft nicht deckungsgleich übernommen, aber doch als Denkanstöße wahrgenommen werden können.

Longo maï ist dabei keine abstrakte Größe. Es waren Menschen, die die Kooperative geformt haben, Menschen, die teilweise mehr als ihr halbes Leben in ihr verbracht haben. Sie haben sich mit großem Engagement und Willen eine andere Art des Lebens aufgebaut, und dies im Gegensatz zu vielen, die ähnlich begonnen haben, über Jahrzehnte durchgehalten. Ein solches Leben bedeutet immer auch ein Wagnis. Seinen eigenen Ideen zu folgen und nicht in konventionellen Bahnen zu denken, *das alles ist natürlich nicht ohne Gefahr*.

Der Journalist und Schriftsteller Ralph Giordano jedenfalls sah 1998 in Longo maï ein »Atoll im Meer der Gegenmodelle«. Nach seinem Besuch im Ulenkrug schloss er zwar für sich persönlich ein Leben in der Kooperative aus. Aber er würdigte in seinem positiven Artikel die »Tauglichkeit und Notwendigkeit von Longo maï in einer Welt, deren Antlitz sich durch Gewalt und Friedlosigkeit buchstäblich von Tag zu Tag entstellter darbietet«.

*

Letzte Station, das Büro von Longo maï in Basel. Ein schmales vierstöckiges Haus in der Sankt-Johannsvorstadt, blau gestrichen, im Erdgeschoss ein Restaurant. Über eine steile Stiege geht es in den Versammlungsraum und die Küche. Auf der Seite hängt das eindrückliche Plakat von Celestino Piatti: eine freundliche Ziege, die Rechen und Heugabel trägt. Ihr Körper wird verblüffend einfach aus dem Wort LONGO MAI gebildet.

Anders als in den Kooperativen sind die Verlockungen und Vergnügungen der Stadt nah. Wenn niemand kochen mag, dann gibt es beim Türken um die Ecke leckere Döner Kebabs, Pitas und Böreks zum Mitnehmen zu kaufen. Museen und Kinos sind in Fußdistanz. Nimmt jemand Geld aus der gemeinsamen Kasse, muss er oder sie sich mit Namen in eine Liste eintragen. Da steht dann beispielsweise: Kino 20 Franken, Kleider 64 Franken. Das entbehrungsreiche landwirtschaftliche Leben scheint hier weit entfernt.

Hier, im Büro, laufen alle Fäden von Longo maï zusammen. In einem Longo-maï-Bericht vom Juni 1993 wurde das Basler Haus mit einem *Bienenhaus mit Telefonanschluss* verglichen. *Alle schwirren herum. Neue Longo-maï-Projekte werden der Öffentlichkeit und dem Freundeskreis vorgestellt, die nötigen Mittel zu deren Verwirklichung gesucht; die Resonanz geschaffen für Solidaritätsaktionen, die in den Kooperativen gemeinsam beschlossen wurden; auch die Buchhaltung will gemacht sein; Jugendliche kommen vorbei, die sich für Longo maï interessieren; Flüchtlinge fragen uns um Rat...*

Es herrscht ein ständiges Kommen und Gehen in der Zentrale. Immer, wenn ich dort bin, treffe ich Leute, die ich nie zuvor gesehen habe. Als Gäste können sie im kürzlich ausgebauten hinteren Teil des Hauses übernachten. In den Büros im zweiten Stock wird gearbeitet, Arbeitsgruppen treffen sich in den Ver-

sammlungsräumen. Fast wie bei einem internationalen Konzern mit mehreren Produktionsstandorten, allerdings mit dem großen Unterschied, dass hier nicht Entscheidungen gefällt werden, die an den Standorten ausgeführt werden müssen. Das wäre für eine selbstverwaltete Kooperative doch etwas unpassend.

Eine wichtige Arbeit in der Basler Zentrale ist das Sammeln der Spenden. Nach wie vor stammt der größte Teil der finanziellen Mittel aus der Schweiz. Daher, so sagte mir jemand in Frankreich, tendiere man in Basel dazu, die Dinge gelegentlich etwas harmloser darzustellen, als sie in den Kooperativen gelebt und gedacht würden. Von hier aus werden die politischen Aktionen des CEDRI koordiniert, das sich heute besonders mit Migrationsthemen beschäftigt und sich gegen fremdenfeindliche Stimmungen in der Schweiz zur Wehr setzt. Hintergrundberichte und Bücher werden publiziert und Versammlungen mit befreundeten Gruppen abgehalten. Ein wichtiges Tätigkeitsgebiet des CEDRI ist der Einsatz für die sogenannten Sans-Papiers, also für Menschen, die ohne Pass und Aufenthaltserlaubnis in der Schweiz leben. Deren häufig sehr schwierige persönliche Situation soll durch politische Aktionen verbessert werden, mit dem Ziel, ihre gesellschaftliche Isolation zu durchbrechen.

Das ebenfalls im Büro in der Sankt-Johannsvorstadt angesiedelte Europäische Bürgerforum (EBF), das die Monatszeitschrift *Archipel* herausgibt, setzt sich demgegenüber eher mit landwirtschaftlichen und sozialen Problematiken auseinander. Ein wichtiges Projekt des EBF, für das sich unter anderem Albert engagiert, ist der Einsatz für die nordafrikanischen Landarbeiter in Andalusien: »Gegen die moderne Sklaverei im Plastikmeer von Almería« lautete eine Schlagzeile im *Archipel*. Auch das vom Uranabbau bedrohte Dorf Falea in Mali konnte auf die Unterstützung des EBF zählen. Anlässlich des Weltsozi-

alforums in Dakar wurde eine kleine Ausstellung aufgebaut, die auf die Situation in Falea aufmerksam machte. »Sie wehren sich gegen die geplante Uranmine, die den Hauptort und 21 weitere Dörfer der Gemeinde [...] in eine Abfallhalde verwandeln und die zahlreichen Bäche auf dem artenreichen Hochplateau verseuchen würde«, hieß es dazu im Jahresbericht 2011.

Ich möchte noch einen Blick ins Longo-mäi-Archiv werfen, und Christoph, ein Basler Longo-mäi-Mitglied, nimmt mich im Auto mit. Vor einem unscheinbaren Mehrfamilienhaus im Agglomerationsgürtel der Stadt halten wir an. »Hier haben wir einen Raum gemietet für unser Archiv«, erklärt Christoph. Wir gehen die sauber gebohrte Treppe hinunter, und er öffnet eine Tür. Da sind sie geendet, die Akten. Fein säuberlich gesammelt in Ordnern stehen sie in den Regalen. All die Kampagnen, die Sammelaufrufe, die Flugblätter, die politischen Auseinandersetzungen, die Entgegnungen, die idealistischen Aufbrüche, der Schweiß und die Tränen, sie haben hier ihren Platz gefunden. In einer Schachtel liegen alte Filmrollen. Welche Szenen werden hier wohl für die Nachwelt erhalten? Bald wird es keine Filmprojektoren mehr geben, die diese alten Filmspulen abspielen können. Auch das Papier ist vergilbt und riecht muffig; lange Zeit hat niemand darin geblättert.

Aber das Wichtige befindet sich ohnehin nicht im Archiv. Vieles erfährt man nur durch die eigene Anschauung, in den Kooperativen. Longo mäi hat immer mehr produzieren wollen als bloße Theorie, die Kommunarden haben der Aktion mehr Wert zugemessen als dem Wort. *Phrasendrescher in den Wolken, mehr oder weniger geschickte Dialektiker* wollten sie keine sein. Ich blättere in den Dokumenten, mache mir Notizen und fotografiere einige spannende Seiten, dann fährt mich Christoph zurück nach Basel, dahin, wo vor vierzig Jahren alles begonnen hat.



In der langen Entstehungszeit dieses Buches bin ich mit zahlreichen Personen in Kontakt gekommen, denen ich viel verdanke. Als erstes erwähnen möchte ich all meine Gesprächspartner bei Longo maï, die mir die Kooperativen gezeigt haben. Sehr viele haben mir in irgendeiner Weise geholfen, haben mich auf Rundgänge mitgenommen, mir aus ihrem Leben erzählt und meine Fragen beantwortet. Ich habe eine herzliche Gastfreundschaft erlebt, wie sie für Longo maï typisch ist.

Intensiveren Kontakt pflegte ich mit Cédric Bertaud, Bertrand Burollet, Claude Braun, Paul Braun, Christophe Calais, Herma Ebinger, Ulli Furet, Christoph Gessler, Raymond Gétaz, Kathi Hahn, Hannes Lämmli, Gregor Peters, Julia Poppei, Gabi Rahm, Hannes Reiser, Michael Rössler, Jürgen Schröder, Eva Taubert, Constanze Warta, Albert Widmer, Martina Widmer, Olga Widmer und Remo Wyss. Ohne ihre Hilfe und Auskünfte hätte das Buch nicht geschrieben werden können. Aber auch zahlreiche andere Mitglieder von Longo maï habe ich im Laufe meiner Recherchen kennengelernt. Ihnen allen sei für die tatkräftige Unterstützung und Begleitung meiner Arbeit gedankt.

Für das Buch durfte ich neben den Bildern von Simon Baumann auch diejenigen von Ute Müller, Mathias Weidmann und Claude Giger verwenden. In ihrer Nähe zu den Sujets, dem liebevollen Blick auf die Details der Schafwanderung, des Hausbaus oder der Radiofeste zeigen sie weitere Aspekte von Longo maï auf, die wertvolle Ergänzungen zum Text darstellen. Dafür danke ich ganz herzlich.

Simon Baumann und Katharina Morawietz, die leider nicht als Regieassistentin zum Einsatz kam, dafür inzwischen definitiv bei Longo maï lebt, waren bei vielen Touren mit dabei. In vielen Gesprächen mit ihnen haben sich meine Fragestellungen verdichtet. Dabei kristallisierte sich für mich auch eine Form heraus, wie eine Geschichte über Longo maï erzählt werden kann.

Roland Maurer, Brunella Rast und Roger Sidler haben das Manuskript in der Entstehung begleitet. Ich danke ihnen für die vielfältigen Kritiken, Anregungen und Ermunterungen.

Gewidmet ist dieses Buch meiner Frau Maja Stalder, die sein Entstehen mit großem Interesse begleitet hat und auch einmal nach Grange Neuve mitgekommen ist. Sie hat die Entstehung des Texts mitverfolgt und mit kritischen Nachfragen das Buch in die richtige Richtung gelenkt.

Fotoverzeichnis

Simon Baumann: 14, 42, 50–51, 80, 81, 84, 90, 118, 119 rechts, 127 oben, 128, 150, 152, 156, 188–189, 236–237, 238–239

Claude Giger: 198, 199, 200–201

Ute Müller: 8, 28, 40–41, 43, 44 unten, 45, 46, 47, 48, 49, 62, 78–79, 82, 83, 85, 87, 88, 89, 106, 116–117, 119 links, 121, 122, 123, 124, 125, 126 unten, 127 unten, 158–159, 170, 186–187, 190, 191, 192, 193, 196, 197, 228

Mathias Weidmann: 44 oben, 138, 148–149, 151, 153, 154, 155, 157

Archiv Longo maï: 47, 86, 126 oben, 194, 195, 214

Quellenverzeichnis

- S. 21 Europas nahe Zukunft ist klar ...: *Die Krise – ein Angriff. Nachrichten für Unzufriedene*, 1972.
- S. 21 denn das alles ist natürlich nicht ohne Gefahr...: *Nachrichten aus Longo mai* Nr. 4, 1977.
- S. 24 Räderwerk der Gesellschaft ...: *Die Krise – ein Angriff. Nachrichten für Unzufriedene*, 1972.
Die Gruppe kann sich nicht damit begnügen ...: *Hydra-Manifest* 1970.
- S. 26 Die Arbeitslosigkeit in Europa wächst ...: *Nachrichten aus Longo mai* Nr. 1, 1974.
Es kommen mehr und mehr Junge zu uns ...: *Nachrichten aus Longo mai* Nr. 1, 1974.
- S. 27 Wie der geile Jude im »Stürmer« ...: *Die Krise – ein Angriff. Nachrichten für Unzufriedene*, 1972.
- S. 32 Der Hof war eine Ruine ...: *Nachrichten aus Longo mai* Nr. 0, 1974
- S. 55 wichtigste Hilfe: Da hagelt es Ideen, stürmen Kritiken ...: *Nachrichten aus Longo mai* Nr. 1, 1974.
- S. 60 Diese Form von »Ferien im Dorf« versteht sich als ...: *Bericht vom vierten Kongress von Longo mai*, Limans 1979.
- S. 70 Wir schlagen ihnen erst einmal das Roden vor ...: *Nachrichten aus Longo mai* Nr. 1, 1974.
- S. 71 Diese Jugendlichen sind in der Mehrzahl Schüler ...: *Bericht vom vierten Kongress von Longo mai*, Limans 1979.
- S. 72 Europa weiß nicht, wohin ...: *Dringlichkeitsprogramm für das europäische Berggebiet*, Broschüre, Basel 1977.
An einem lauen Augustabend waren die ...: *Nachrichten aus Longo mai*, Nr. 1, 1974.
- S. 73 Ein wahrlich historischer Spaziergang. Monsieur Madeleine ...: *Nachrichten aus Longo mai*, Nr. 1, 1974.
Hier, im Land von Jean Giono ...: Arthur Villard, Offener Brief an den *Schweizerischen Beobachter*, 1979, Sozialarchiv Zürich, Nachlass Arthur Villard.
- S. 98 Ihr habt Arbeit in Hülle und Fülle ...: *Nachrichten aus Longo mai*, Juni 1993.
- S. 101 Die größtmögliche Fleischmenge ...: *Nachrichten aus Longo mai* Nr. 4, 1977
Dass die Rheinebene und die Abhänge der Vogesen ...: *Nachrichten aus Longo mai* Nr. 4, 1977.
- S. 103 Modelle lokaler Mikroökonomien ...: *Dringlichkeitsprogramm für das europäische Berggebiet*, Broschüre, Basel 1977.
- S. 104 Die Bergzonen bieten letztlich ein sehr großes ...: *Berg-Charta von Longo mai*, Broschüre, Basel 1978.
- S. 109 Es war uns immer klar, dass ...: *Bericht vom vierten Kongress von Longo mai*, 1979.
- S. 110 In dieser Welt von Ungleichheit, Gleichgültigkeit ...: *Nachrichten aus Longo mai*, Nr. 4, 1977.
Die Idee zur Gründung eines Straßenbauunternehmens ...: *Nachrichten aus Longo mai*, Nr. 4, 1977.
- S. 111 Das Super-8 System soll weiter entwickelt werden ...: *Bericht vom vierten Kongress von Longo mai*, 1979.
Mit 0,60 Hektaren pro Person werden wir die ...: Manifest des Kongresses von Flühli im September 1974, abgedruckt in *Nachrichten aus Longo mai*, Nr. 0, 1974.
- S. 133 drei Tonnen Schutt und Staub rausgeschafft ...: *Nachrichten aus Longo mai*, Nr. 4, 1977.
- S. 134 Unsere Leute in der Spinnerei erhielten einen Anruf ...: *Nachrichten aus Longo mai*, Nr. 4, 1977.
Wir setzten die vier Karden wieder in Bewegung ...: *Nachrichten aus Longo mai*, Nr. 4, 1977.
- S. 141 Hätte sich Redaktor Caprez einmal die Mühe genommen ...: *Nachrichten aus Longo mai*, Sondernummer: Blitzkrieg gegen Longo mai, 1980.
- S. 145 Glauben Sie nicht, dass Ihr Versuch, Longo mai ...: *Erklärung der Europäischen Kooperative Longo mai*, Basel 1980.
- S. 225 Alle schwirren herum. Neue Longo-mai-Projekte ...: *Nachrichten aus Longo mai*, Juni 1993.
- S. 227 Phrasendrescher in den Wolken, mehr oder weniger geschickte Dialektiker ...: Radio Zinzine Info, Nr. 31, 1982, zit. nach Gilbert-François Caty, *Die umstrittenen Erben*, S. 241.

Literaturverzeichnis

- Marina Achenbach, »Im Anderen ankommen. Reisen und nicht nur Urlaub machen – das geht noch. Zum Beispiel beim Schnitt der Olivenbäume in der Landkooperative Longo mai«, in: Der Freitag, 25.8.2010.
- Wir müssen schlauer sein als Oedipus. Banquet républicain unter Teilnahme von Friedrich Dürrenmatt auf dem Hof Joli Mas-Longo Mai, Basel 1986.
- John Berger, *SauErde. Geschichten vom Lande*, München 1982.
- Claude Braun/Michael Rössler, *Ein unbequemes Leben. Cornelius Koch, Flüchtlingskaplan*, Oberhofen 2011.
- Ruth Brüderlin, »Longo mai. Eine Utopie kommt in die Wechseljahre«, in: Annabelle, 29.8.2007.
- Gilbert-François Caty, *Die umstrittenen Erben. Longo mai und die europäischen Medien*, Gießen 1983.
- Françoise d'Eaubonne, *Dossier S... comme sectes*, Paris 1982.
- Die Utopie der Widerspenstigen. 40 Jahre Longo mai*, Ausstellungskatalog, hg. von Pro Longo mai, Basel 2013.
- Bettina Dyttrich, »Vom Schafehüten in Zeiten der Globalisierung«, in: Die Wochenzeitung, 27.6.2006.
- Michael Genner, »Longo mai – Es möge lange dauern«, in: Bärbel Danneberg et al. (Hg.), *Die 68er. Eine Generation und ihr Erbe*, Wien 1998.
- Jean Giono, *Der Mann mit den Bäumen*, Zürich 1981.
- Jean Giono, *Vom wahren Reichtum*, Zürich 1942.
- Ralph Giordano, »Longo Mai oder Hier gibt es keine Reglemente«, in: ders., *Deutschlandreise. Aufzeichnungen aus einer schwierigen Heimat*, Köln 1998, S. 310–329.

- Sebastian Goop, »Es möge lange währen. Longo mai oder das Alter einer sozialen Bewegung«, in: Korrespondenzen Sampler Nr. 1, 2011, S. 17–22, www.kulturpublizistik.ch.
- Beatriz Graf, *Longo mai – Revolte und Utopie nach '68. Gesellschaftskritik und selbstverwaltetes Leben in den Europäischen Kooperativen*, Egg 2005.
- Jean, *Wir suchen unsere Freiheit. Die europäische Pioniersiedlung Longo Mai*, Reinbek bei Hamburg 1976.
- Cornelius Koch, »Die Kooperative Longo mai – Hoffnung für sterbende Gemeinden«, in: Diakonia. Internationale Zeitschrift für praktische Theologie, Mai 1977, Heft 3.
- Walter Lack, *Abwasserreinigung mit Pflanzen. Bauanleitungen für 4 bis 400 Einwohner*, Staufeu im Breisgau 2006.
- Ders., *Und jetzt!? Unautorisierte Geschichte eines kollektiven Abenteuers*, erscheint demnächst.
- Hannes Lämmle, *Chickenflu opéra. Opération grippe aviaire: la rumeur et la peur dans la basse-course aux oeufs d'or*, Paris 2008.
- Erich Mühsam, *Ascona. Vereinigte Texte aus den Jahren 1905, 1930 und 1931*, Zürich 1979.
- Marc Ollivier, »Une expérience internationale de recherche autogérée: les chercheurs de survie du réseau Longo Mai«, in: *Avec les paysans du Monde*, Grenoble 2006.
- Pia Pera, *L'arcipelago di Longo mai. Un esperimento di vita comunitaria*, Milano 2000.
- Céline Lo Ricco Châtelain, »L'unique communauté Longo Mai en Suisse exploite une ferme à Undervelier«, in: Le Quotidien Jurassien, 13.10.2008.
- Denis de Rougemont, *Die Zukunft ist unsere Sache*, Stuttgart 1980.
- Andreas Schwab, »Wir wollten eine neue Lebensweise erfinden. Ein Interview mit zwei Mitgliedern der Kooperative Longo mai«, in: Kunst und Architektur in der Schweiz, 60. Jg., 2009, Heft 2, S. 23–29.
- Willi Stelzhammer, *Das wilde Fest, Gedichte und Lieder*, Basel o. J.
- Luc Willette, *Longo mai. Vingt ans d'utopie communautaire*, Paris 1993.
- Radio Zinzine online hören: www.zinzine.domainepublic.net
- Staatsarchiv Bern, Nachlass Ernst Walder.
- Sozialarchiv Zürich, Dossier Longo mai / Nachlass Arthur Villard.



Andreas Schwab, 1971 in Bern geboren, ist Historiker, Ausstellungsmacher und Gemeinderat von Bremgarten bei Bern. Seit 2009 ist er für die Fondazione Monte Verità in Ascona tätig. Als Mitglied der Ausstellungsgruppe Palma3 kuratierte er unter anderem die Ausstellungen »Die 68er. Kurzer Sommer, lange Wirkung« (2008), »Halbzeit. Ein Blick auf die Mitte des Lebens« (2011) und die Jubiläums-wanderausstellung »Die Utopie der Wider-spenstigen. 40 Jahre Longo maï«.



Bettina Dyttrich, Pit Wuhler (Hrsg.)
Wirtschaft zum Glück

Solidarisch arbeiten heute, weltweit

272 Seiten, 20 Seiten Bildteil, Klappen-
broschur, 2012
ISBN 978-3-85869-498-0, Fr. 29.-/€ 23,-

Gemeinsam gewinnen

Der Kapitalismus stolpert von einer Krise zur nächsten – immer mehr Menschen zweifeln an einem Wirtschaftssystem, in dem nur der Profit zählt. Doch eine andere Wirtschaft ist möglich: Sie stellt die Bedürfnisse der Menschen und die ökologische Tragfähigkeit ins Zentrum. Wirtschaft zum Glück zeigt Beispiele aus mehreren Kontinenten.

»Die Reportagen machen Mut. Und sie regen hoffentlich nicht nur zum Nachdenken, sondern auch zum Nachahmen an.«

SWISSAID



Ueli Mäder, Ganga Jey Aratnam,
Sarah Schilliger

Wie Reiche denken und lenken

Reichtum in der Schweiz: Geschichte,
Fakten, Gespräche

448 Seiten, Klappenbroschur, 3. Aufl. 2010
ISBN 978-3-85869-428-7, Fr. 38.-/€ 29,90

Psychogramm einer verschwiegenen Klasse

Die Schweiz ist ein kleines Land. Doch jeder zehnte Milliardär der Welt wohnt in der Schweiz. Wer sind diese Menschen? Wo und wie leben sie? Die Autoren dieses Buchs zeigen auf, wie dieser Reichtum entstanden und verteilt ist, wie er sich erneuert, wie Reiche denken und lenken, wie sie soziale Gegensätze wahrnehmen und wie Medien über Reiche berichten.

»En exzellentes, gut lesbares Buch, das spannender ist als so mancher Krimi.«

20 MINUTEN



Daniela Schwegler

Traum Alp

Äplerinnen im Porträt

Mit 180 Farbfotos von Vanessa Püntener
256 Seiten, gebunden, 2. Auflage 2013
ISBN 978-3-85869-557-4, Fr. 39.50/€ 31,50

Die Alp ruft!

15 Frauen zwischen 20 und 75 Jahren – in Szene gesetzt durch zahlreiche Reportagefotos – erzählen, wie sie den Alpsommer mit Ziegen, Kühen, Schweinen, Pferden, Schafen, Lamas und dem Käse-machen erleben und warum sie im nächsten Jahr unbedingt wieder auf die Alp wollen.

»Das Buch ›Traum Alp‹ der Thurgauerin Daniela Schwegler trifft einen Nerv und nach Aussage einer Äplerin mitten in ein Wunder. Das Thema liege wohl (buchstäblich) in der Luft, erklärt die Autorin im Interview.«

THURGAUKULTUR.CH

Rotpunktverlag.

www.rotpunktverlag.ch

